

Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozesse der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung.

Ulrich Oevermann

Vortrag am 30.6. 2012 in Main auf der Tagung „Wie wir zu dem werden, was wir sind – Paradigmen der Entwicklung: Sozialisations-, Stufen- und biographische Theorien.“

1. Strategische Vorbemerkung

Der Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist ebenso einfach wie vermessen. Jede Erzeugung des Neuen bzw. Emergenten in der Geschichte unseres Planeten ist letztlich das Ergebnis einer Krisenbewältigung. Und die Erklärung der Entstehung des Neuen ist zumindest ab dem Abstraktionsniveau der Erfahrungswissenschaften vom Leben, erst recht für die Humanwissenschaften das zentrale Problem, an dem sie sich zu bewähren haben. Innerhalb des Gegenstandsbereichs der Humanwissenschaften ist die Sozialisation des Einzelexemplars der Gattung als der Bereich anzusehen, in dem die Erzeugung des Neuen qua Krisenbewältigung sich vor allem abspielt, und es wäre entsprechend von vornherein eine kategoriale Fehlleitung ersten Ranges, wenn sich die Sozialisationsforschung diesen leitenden Gesichtspunkt nicht zu eigen machen würde.

Aber zur Begründung dieser Ausgangskonstellation bedarf es einer längeren Herleitung. Schon die Evolution des biologischen Lebens, die Entstehung der Arten, ist wesentlich geprägt durch diesen Zusammenhang von Krisenbewältigung und Entstehung des Neuen. Und es läßt sich daran von vornherein etwas nur scheinbar Paradoxes beobachten: Selbst dann, wenn die Emergenz von etwas Neuem im Leben der Gattungen gar nicht wie eine Krisenbewältigung aussieht, weil eine vorausgehende Krisenkonstellation nicht anschaulich gegeben war, die mit dieser Emergenz bewältigt oder gelöst wird, ist die Bewährung des entstandenen Neuen in der schlichten Gegebenheit seines Fortbestandes in sich zwingend die hinreichende Evidenz dafür, daß sich durch diese Veränderung etwas gelöst hat, was zuvor ein ungelöstes Problem war und mithin durch die Faktizität der Veränderung selbst nachträglich als Krisenkonstellation gelten muß, auch unabhängig von der Bedingung einer anschaulichen aktuellen Gegebenheit und Dramatik. Damit hängt zusammen, daß häufig erst im Lichte der Neuerung, z.B. im Falle von emergenter Erkenntnis in deren neuen Kategorien nachträglich deutlich wird, worin das gelöste Problem, die bewältigte Krise bestand.

2. Klonale vs. sexuelle Reproduktion der Gattung

Für Entwicklung und Sozialisation ist in der Evolution ein entscheidender Veränderungsschritt in dem Übergang **von der klonalen zur sexuellen Reproduktion** vollzogen, durch den mit der sexuellen Reproduktion ein in sich zentraler Mechanismus der Erzeugung des Neuen entstanden ist.

Die entscheidende Differenz der sexuellen zur klonalen Reproduktion besteht darin, daß nunmehr zwei Eltern zur Reproduktion eines Nachwuchs-Exemplars notwendig sind, ein weiblicher und ein männlicher. Das ist für sich zunächst ein evolutiver Nachteil, weil nunmehr zwei Exemplare der Gattung für dieselbe Erzeugung des Nachwuchses erforderlich sind, die zuvor von einem Exemplar geleistet wurde; der in Rede stehende Übergang also insofern unökonomisch ist. Es muß daher für die unökonomische sexuelle Reproduktion, die sich mit der bis heute nachwirkenden „Überflüssigkeit“ des Vaters verbindet, einen evolutiven Vorteil geben.¹ Dieser Vorteil ergibt sich vor allem daraus, daß sich mit der Differenz von diploid/haploider Meiose bei der Befruchtung zur allein diploiden Mitose der Teilung von Körperzellen eine gewaltige Öffnung des Spielraums für Variationen des jeweiligen Genoms des Nachwuchses verbindet. Dieser Spielraum stellt sich durch die enorm erweiterten Möglichkeiten der Rekombination des Genoms der Eltern bei jeder Fortpflanzung her. Während die Ein-Eltern Nachkommen in der klonalen Reproduktion genomisch so gut wie genaue Replikat des Eltern sind und Variationen ausschließlich durch Mutationen und umweltbedingte Veränderungen in der Epigenetik zustande kommen, sind die Ausgänge in der sexuellen Fortpflanzung viel variationsreicher und unsicherer, weil das in der Meiose programmierte Genom des Nachwuchsexemplars mehrere Möglichkeiten annehmen kann. Das drückt sich u.a. darin aus, daß das Genom von Geschwistern in der sexuellen Reproduktion – jenseits des Bereichs, der für alle Exemplare der Gattung als identisch festgelegt ist - nur zu einem Viertel übereinstimmt. Was ist nun der Vorteil davon? Daß in der sexuellen Reproduktion ein viel größeres Potential von Möglichkeiten enthalten ist, deren Manifestation gewissermaßen Erneuerungsvorschläge sind, die sich, sollten sich die umweltbedingten Anforderungen verändern, als nützlich erweisen können und als solche unter Selektionsdruck dann vorherrschend werden. Demgegenüber sind die Erzeugnisse der klonalen Reproduktion viel starrer.

1 Ich muß hinzufügen, daß ich als evolutionsbiologischer Laie und als Soziologe mich hier leichtfertig verhalten darf, wenn ich eine äußerst schlichte funktionalistische Deutung für einen evolutiven Übergang vornehme, dessen Deutung innerhalb der Evolutionsbiologie nach wie vor ein äußerst komplexes Problem darstellt.

Das ist der Grund für das scheinbare Paradox, daß die klonale Reproduktion auf der einen Seite entwicklungsgeschichtlich viel älter ist als die sexuelle, daß aber auf der anderen Seite die Gattungen, die gegenwärtig als klonal sich reproduzierende überlebt haben, im Schnitt entwicklungsgeschichtlich jünger sind als die sexuell sich reproduzierenden. Denn diese letzteren haben ein höheres Potential, sich an sich verändernde Umweltbedingungen anzupassen als die ersteren und deshalb auch eine bessere Überlebenschance. Sie sind gewissermaßen weniger konservativ als die klonal sich reproduzierenden Arten. Die sexuelle Reproduktion eröffnet also evolutionslogisch geradezu paradigmatisch einen Weg in die Pluralisierung. Durch sie werden den Umweltveränderungen gewissermaßen pluralistisch möglichst viele Ideen angeboten und so wird die Evolution erheblich beschleunigt. Schon Darwin realisierte, daß die Mutationen als Quelle von emergenten Alternativen für die Geschwindigkeit der Evolution nicht ausreichen. Heute wissen wir, daß vor allem die Rekombination des Genoms durch die sexuelle Reproduktion dafür verantwortlich ist, zu der inzwischen immer mehr die Nachweise für eine epigenetische Anpassung an Umweltbedingungen im Laufe der individuellen Lebensgeschichte, vor allem an ihren Anfängen, hinzukommen, gewissermaßen ein Wiederaufleben des alten Lamarckismus im neuen Gewande.

Allein diese Pluralisierung durch sexuelle Reproduktion, gewissermaßen deren basale Erweiterung des fruchtbaren Antagonismus von Kontrastivität und Ähnlichkeit im Wechselspiel von Paarung und Deszendenz bzw. von Allianz und Affiliation, führt schon in die Evolution ein Analogon zu Schumpeters berühmtem Theorem der fruchtbaren Zerstörung als Mechanismus des kapitalistischen Wirtschaftens ein. Dafür zahlt die Evolution den Preis der Verdopplung der Eltern bzw. die Erweiterung der Fortpflanzung um die Beteiligung eines männlichen Parts, aus dem aber nicht nur eine quantitative Verdopplung hervorgeht, sondern auch eine qualitative Transformation.

3. Die Geschlechtsdifferenz und die Geschlechterspannung.

Denn dieser männliche Part behält einerseits, in der Gestalt der zahllosen, für sich einzeln gewissermaßen wertlos umherschweifenden Spermien anschaulich bleibend, seine ursprüngliche unnütze quantitative Erweiterung bei, im Vergleich zur viel wertvolleren, auch in der Regel viel größeren und vor allem quantitativ viel begrenzter produzierten weiblichen Eizelle, bringt aber andererseits etwas ganz Neues hervor: die **Alterität**, gewissermaßen das Urbild des Anderen. Denn mit der Geschlechtsdifferenz, dem sexuellen Dimorphismus in

Physiologie, Morphologie und Anatomie tritt die grundsätzliche Geschlechterspannung in die Welt, eine Polarität, aus der eine grundlegende Dialektik hervorgeht. Denn sie ist nicht einfach wie eine klassifikatorische Differenz z.B. von blau und braun bei der Augenfarbe. Denn wenn man die männlichen Exemplare wegnehmen würde, wären die verbleibenden weiblichen sinnlos und vice versa. Sie ist deshalb aber auch nicht eine einfache Polarität wie der symmetrische Pendelschlag von rechts nach links und wieder nach rechts. Aber auch nicht wie der asymmetrische Gegensatz von Licht und Dunkel bzw. Tag und Nacht, mit Bezug auf den es sinnlos wäre zu sagen, Licht bzw. taghell ist ein Zustand, bei dem die Dunkelheit fehlt, während es umgekehrt Sinn macht, zu sagen, der Zustand der Dunkelheit entsteht aus dem Fehlen von Licht. Auch wenn die Geschlechterdifferenz Einiges von dieser Asymmetrie analog zu der von Aktiv und Passiv an sich hat, so ist sie doch überwölbt von der Symmetrie der Sprache, der Vernunft und der Reziprozität des Sozialen, sobald der Übergang von der Natur zur Kultur vollzogen ist. Das muß gezeigt werden, wenn es um den Übergang von der Paarung zum Paar geht. Aber festzuhalten ist die der Geschlechterspannung zugrundeliegende Differenz, die in den Zeiten der technokratischen Abstraktionen von der Naturbasis tendenziell vernachlässigt, wenn nicht gar unter dem Schlagwort der Heteronormativität als Ideologie geleugnet wird. Denn das Entscheidende ist, daß mit der Geschlechterdifferenz jenseits aller auf den Gender-Begriff reduzierten Konstruktionen zwingend sich verbindet, daß die einen schwanger werden und werden müssen und die anderen das grundsätzlich nicht sein können. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die anatomische Grundform des Menschen zu Beginn der Embryogenese weiblich ist und relativ früh in ihr dann die männliche Entwicklung als ein Zusatz eintritt, wie wenn ein Schalter zur Erzeugung der Alterität herumgelegt wird. Auch wenn gegenwärtig die Relativität der Geschlechterdifferenz und zwischen einem eindeutigen Pol für weiblich und für männlich eine abstufoende Reihung stark betont werden, so ist doch nach wie vor die Geschlechterdifferenz von einer polaren Geschlechterspannung geprägt, für die vor allem steht, daß nur Frauen schwanger werden können und damit sie es werden können, ihre Eizellen von männlichen Spermien befruchtet werden müssen.

In diesem Zusammenhang ist außerordentlich instruktiv, daß in der altjüdischen Schöpfungsgeschichte, dem für unsere jüdisch-christlich geprägte Kultur maßgeblichen Herkunftsmythos, also in der zweiten, d.h. älteren Schöpfungsgeschichte von Genesis 2 und 3 zwar einerseits trotz impliziter matriarchaler Züge das patriarchale Menschheitsbild vorherrscht, indem schon im Namen Adam Mensch und Mann konvergieren und die Frau aus

dem schon vorhandenen Leib Adams geschaffen wird², andererseits aber die Sozialität als solche von vornherein wesentlich durch die Geschlechtsdifferenz strukturell ausgezeichnet ist. Das wird an einer wenig auffälligen Stelle besonders deutlich. Nachdem Adam aus Lehm geschaffen war, wurde er in den Garten Eden eingesetzt zu seinem Nutzen. Nachdem ihm verboten wurde, vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen (vom verbotenen zweiten Baum des ewigen Lebens erfährt nur der Leser des Mythos, aber nicht Adam), entschließt sich der Schöpfergott, dem Menschen eine – weibliche – Hilfe zu „machen“, damit er nicht allein bleibe. Aber bevor er das tut, wird eine Episode dazwischen geschaltet, in der Adam die übrige Schöpfung vorgeführt wird, damit dieser sie benenne, denn so solle sie in Zukunft heißen. Diese Episode dient den Theologen im Sinne des sogenannten „adamatischen Menschenbildes“ als Beleg dafür, daß der Mensch des danach sich ereignenden Sündenfalls, also der ungehorsamen Durchbrechung des Verbots, vom Baum der Erkenntnis zu essen, schon ein sittlich zurechnungsfähiges Subjekt ist, das mit dem Ungehorsam eine Sünde begeht, die im Sinne des Neuen Testaments dann als Erbsünde gilt. Diese Interpretation widerspricht aber der im Mythos von seinem Text her vorgesehenen Eigenschaft des Baumes der Erkenntnis und der Funktion des Ungehorsams, da nämlich mit ihm der Mensch von der Natur zur Kultur übergeht und in den Kulturzustand der Sittlichkeit überhaupt erst versetzt wird. In dieser Interpretation ist der Ungehorsam eben nicht der eines schon sittlichen Subjekts und ihm als Sünde zurechenbar, sondern ähnlich dem Ungehorsam eines dressierten Tieres, der sittlich eben noch nicht zurechenbar ist, aber gleichwohl nachträglich subjektiv als Schuld übernommen werden muß aufgrund der gleich bleibenden Identität des Leibes bzw. der leiblichen Positionalität des Selbst. Dieser Unterschied ist für die Architektur des Mythos aber ganz entscheidend³. Im Sinne dieser eher soziologischen Lesart ist dann jene kurze

-
- 2 In der wahrscheinlich ca. 400 Jahre jüngeren Priesterschrift mit der sogenannten Genesis I wird dagegen ohne Hervorhebung des Männlichen schlicht festgestellt: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Genesis 1, 27)
- 3 Vgl. dazu meine ausführliche Interpretation des Mythos in: [\(2001\): Bewährungsdynamik und Jenseitskonzepte - Konstitutionsbedingungen von Lebenspraxis. In: WALTER SCHWEIDLER \(Hrsg.\) Wiedergeburt und kulturelles Erbe. St. Augustin: Academia, S. 289–338; ---- \(2003\): Strukturelle Religiosität und ihre Ausprägungen unter Bedingungen der vollständigen Säkularisierung des Bewußtseins. In: CHRISTEL GÄRTNER; DETLEF POLLACK & MONIKA WOHLRAB-SAHR \(Hrsg.\) Atheismus und religiöse Indifferenz. \(Veröffentlichung der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie\). Opladen: Leske und Budrich, S. 340–388. ----\(2006\): Modernisierungspotentiale im Monotheismus und Modernisierungsblockaden im fundamentalistischen Islam. In: MANUEL FRANZMANN; CHRISTEL GÄRTNER & NICOLE KÖCK \(Hrsg.\) Religiosität in der säkularisierten Welt. Theoretische und empirische Beiträge zur Säkularisierungsdebatte in der Religionssoziologie. \(Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bd. 11\). S. 395–428; ---- \(2007\): Charismatisierung von Herrschaft und Geltungsquellen von Gerechtigkeit im Prooemium der Konstitutionen von Melfi \(1231\) des Kaisers Friedrich II. - Eine objektiv hermeneutische Sequenzanalyse des Dokumentes. In: JOHANNES FRIED & GUNDULA GREBNER \(Hrsg.\) Kulturtransfer und Hofgesellschaft im Mittelalter. Berlin: Akademie-Verlag, S. 43–98; ----\(2012\): Eine Ergänzung zur These der Modernisierungsblockaden im Islam, In: sozialersinn, Heft 2, 13. Jg.:215-255.](#)

vorausgehende Episode, in der Adam die Schöpfung benennen muß, als die Repräsentanz einer Konzeption zu werten, in der Adam zwar als ein Verstandeswesen mit schon vorhandener sprachlicher Kompetenz zu gelten hat, aber noch nicht das Strukturmodell eines sittlichen Subjekts erfüllt, das sich die Kultur angeeignet hat und zu einem Bewußtsein von Schuld und der Endlichkeit des Lebens sowie zur Scham über die eigene Geschlechtlichkeit vorgedrungen ist. In dieser quasi monologischen, aber dennoch sprachkompetenten Verstandestätigkeit kann Adam schon den Part der verbindlichen Prädizierung seiner Welt übernehmen, aber das fällt noch in eine Sphäre der vor-sittlichen Kognition, die nicht nur nominalistisch zu fassen ist, sondern durchaus auch realistisch interpretiert werden kann. Daß für dieses Wesen nun die Voraussetzungen seiner künftigen Sittlichkeit, also das, was für Hegel Gemeinschaftlichkeit in unserem Sinne ist, erst noch geschaffen werden müssen, kommt unmittelbar im Anschluß an diese Episode der prädizierenden Verstandestätigkeit außerordentlich folgenreich zum Ausdruck. Der Text fährt nämlich äußerlich bruchlos mit einem adversativen „Aber“ fort: „...eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht“. Und nun setzt der Schöpfergott die schon angekündigte Erschaffung des Weibes fort. Dieses adversative „aber“ an dieser Bruchstelle markiert also in aller Deutlichkeit die kategoriale Differenz zwischen einer bloß verstandesmäßigen, gleichwohl schon sprachkompetenten Kognition und einer sozial konstituierten Sittlichkeit des Subjekts der Art, daß für dessen Sozialität entscheidend ist, daß sie erst durch die Geschlechterdifferenz und -spannung hergestellt wird. Und es ist der weibliche Part dieser Sozialität, der mit der Erhöhung der Empfehlung des „schlauesten alle Tiere“ (also des Satans) den zur Weiterentwicklung notwendigen Ungehorsam vollzieht, nicht aus Gründen einer sündhaften Triebhaftigkeit, wie die alte Theologie es interpretierte, sondern aufgrund der großen Neugierde und des größeren Wagemutes. Der implizite Begriff von humaner Sozialität in diesem Herkunftsmythos basiert also auf der Geschlechterpolarität und – spannung. Sie ist das ganze Gegenteil von einem Sozialitätsbegriff, der diskurstheoretisch der Fleischlosigkeit der Modellierung der idealen Sprechsituation entspricht. Viel mehr ist die Gattenbeziehung unter der Bedingung der Reziprozität zwischen den je autonomen Subjekten der Gatten auf der Basis einer vorausgehenden unüberwindlichen kategorialen Verschiedenheit und potentiellen Feindschaft das Grundmodell von Sozialität. Ihr entspricht nicht das symbiotische Modell von Gemeinschaft wie in der Eltern-Kind-Beziehung, sondern das die Unüberwindbarkeit der polaren Verschiedenheit und Eigenart der je verschiedenen leiblichen Positionalität spannungsvoll zusammenschweißende Vereinigen einer basalen These und Antithese zu einer Synthesis, die sich in der Zeugung des neuen Lebens realisiert. Ohne das Inzest-Verbot wäre

diese Verschiedenheit letztlich bloß einer biologischen Tatsache geschuldet. Durch das Inzest-Verbot wird sie basal als eine universale sozial-kategoriale Verschiedenheit eingeführt. Nicht das weibliche Gattungsexemplar als solches, sondern das nicht-inzestuöse ist das polare Gegenüber. Das ist mehr als eine bloß normativ hergestellte Verschiedenheit, denn ein Tabu ist viel tiefer verankert als eine normative, in der Regel kulturspezifische und revidierbare Festlegung. Die Polarität der Gattenbeziehung steht also für ein ganz eigenes Modell der Vergemeinschaftung an der Basis jeglicher Sozialität. Aus dieser Vergemeinschaftung erwächst dann erst als dritte Dyade der ödipalen Triade die Notwendigkeit der Vater-Kind-Beziehung, in der der männliche Erzeuger erst nachträglich, d.h. nach der Vollendung der weiblichen Schwangerschaft zum Eltern wird.

4. Die Funktion des Inzest-Tabu

Diese Ausdifferenzierung von weiblich und männlich entbirgt nun das Dauerproblem, wie der ursprünglich überflüssige und nun der Pluralisierung dienende männliche Organismus gebunden wird, letztlich: wie er zum Vater und – als Voraussetzung dafür – vom Erzeuger zum Gatten wird. In der Hinführung zu diesem Folgeproblem müssen wir uns aber noch etwas anderes Grundlegendes klar machen.

Denn diese durch sexuellen Dimorphismus gewissermaßen von unten, von der evolutionsbiologischen Ausgangsbasis her eröffnete Möglichkeit der Pluralisierung des Genoms würde auf Dauer nicht greifen, wenn nicht etwas Wesentliches hinzukäme. Denn die Paarung würde ohne diesen Zusatz dieses Pluralisierungspotential gar nicht ausnutzen, weil sie mit großer Wahrscheinlichkeit unter engen Blutsverwandten, also aufgrund von gemeinsamer Affiliation genomisch Ähnlichen stattfinden würde - gewissermaßen nach dem Prinzip „Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah“. Es muß also eine Regelung hinzugekommen sein, die solche blutsverwandtschaftlichen Allianzen unterbindet. Damit sind wir beim **Inzestverbot**, von dem man früher glaubte, daß es auf die Gattung Mensch beschränkt sei, von dem wir aber heute wissen, daß seine Anfänge weit in die Evolutionsstufen der sich sexuell reproduzierenden subhumanen Gattungen zurückreichen.

Es lohnt sich, hier einen kurzen Moment reflexiv innezuhalten. Aus zwei Gründen. Erstens ist dieses Inzestverbot eine höchst abstrakte Einrichtung, die sich organisch schlecht fixieren läßt, es ist insofern ein abstraktes soziales, evolutionslogisch gewissermaßen von oben nach unten reichendes, sich gewissermaßen phylogenetisch langsam vorbereitendes Prinzip.

Deshalb liegt hier auch einer der wissenschaftshistorisch seltenen Fälle vor, in dem eine in der Soziologie und Kulturanthropologie, allerdings nicht in Deutschland, sich vollziehende Theorieentwicklung über Verwandtschaftsorganisation und das Inzesttabu, vor allem durch Claude Lévi-Strauss, die Biologen, insbesondere die Ethologen auf etwas aufmerksam machte, auf das sie sonst so schnell nicht gekommen wären. Denn nachdem man die Bedeutung des Inzesttabus in der Kulturanthropologie erkannt hatte, wurde man auf Analogien bei den Ein- und Paarhufern, insbesondere bei den Bergzebras, erst aufmerksam.

Der zweite Grund: Das Inzesttabu ist deshalb ein sehr abstraktes soziales Organisationsprinzip, weil sich die Eigenschaft inzestuös, die in sich ein komplexes, mehrteiliges relationales Prädikat ist, nämlich beruhend auf gemeinsamer Abkunft von einem Elternpaar und damit etwas höchst egologisches, d.h. nur für eine auf gemeinsamer Abkunft von einem konkreten, partikularen Paar beruhende Gruppierung Geltendes, biologisch kaum exprimieren läßt. Diese Eigenschaft, inzestuös zu sein, gilt nur für das Verhältnis ganz weniger Individuen einer Gattung zueinander und funktioniert auch nur, wenn man sich, obwohl allgemein äußerlich nicht erkennbar, wechselseitig in dieser Eigenschaft erkennt. Die Eigenschaft „inzestuös“ enthält also schon im Keim ein Individuierungsprinzip. Inzestuös sind jeweils für mich (und für ganz wenige andere) ganz wenige andere, die das für die meisten anderen nicht sind und ich bin notwendig reziprok dazu ebenfalls inzestuös für alle die wenigen, die für mich inzestuös sind, so daß man die berühmte Einsicht von Karl Valentin: „Fremd ist der Fremde nur unter Fremden“ noch viel schärfer auf die Eigenschaft „inzestuös“ anwenden kann: „Inzestuös ist der Inzestuöse nur unter Inzestuösen“.

Wie könnte diese höchst partikulare und egologische, und gleichzeitig höchst abstrakte Eigenschaft organisch exprimiert sein? Das Einzige, was halbwegs dazu taugen würde, wäre so etwas wie akustische individuelle Stimmerkennung, wie sie bei Vögeln tatsächlich zu funktionieren scheint, oder Geruchswiedererkennung aufgrund von Pheromonen, auf jeden Fall die Wiedererkennung von singulären, individuellen Erkennungszeichen unter der zusätzlichen Bedingung, daß diese Wiedererkennung sich auf gemeinsame Abkunft bezieht und diese zum Inhalt hat. Diese Wiedererkennung ist natürlich in einer Gattung, deren individuelles Bildungsprinzip vor allem in der Individuierung zu einem singulären Subjekt besteht, das eine auf Verselbstung beruhende Identität entwickeln muß, kein Problem, sondern für die gesamte Ontogenese sogar das tragende Prinzip. Aber dazu bedarf es der beiden tragenden Säulen für den Übergang von Natur zur Kultur: der Sprache, die zwei Realitäten grundsätzlich nicht aufeinander rückführbar konstituiert: die Wirklichkeit des im Hier und Jetzt unmittelbar Gegebenen und die Realität der hypothetisch konstruierten Welt

von Möglichkeiten, zum einen und der ödipalen Triade von Mutter-Vater-Kind zum anderen als basale Mitgliedschaftsgruppe für Provenienz. Wir sehen hieran, daß die relationale Struktureigenschaft von inzestuös evolutionslogisch in höchstem Maße eine Keimzelle der Individuierung – und damit auch von Bildung - ist.

Das Inzestverbot oder -tabu macht den sexuellen Dimorphismus als organische Voraussetzung der sexuellen Reproduktion entwicklungsbiologisch erst wirksam, indem es das Prinzip „der nächstbesten“ Paarung wirksam verhindert.

Aber es ist bei den subhumanen Gattungen erst rudimentär ausgebildet, vor allem durch den Mechanismus der Vertreibung der geschlechtsreif gewordenen männlichen Exemplare aus der Herde, die in der Regel von einem männlichen Leitexemplar angeführt wird. Die vertriebenen Junggesellen vagabundieren dann außerhalb des Reviers ihrer Herkunftsherde.

Dadurch werden der Mutter-Sohn- und der Geschwister-Inzest einigermaßen wirksam unterbunden, nicht aber der Vater-Tochter-Inzest. Allerdings kommt es dann auch zur Durchbrechung der anderen beiden Inzesttabu-Relationen, wenn zur Brunftzeit die vagabundierenden Junggesellen versuchen, das Herdenleittier aus dem Felde zu schlagen, also das passiert, was Freud sich in der These von der **Urhorde** zum Modell machte.

5. Das Inzest-Tabu in Freuds Theorie der psychosexuellen Entwicklung.

Diese Urhordentheorie Freuds in „**Totem und Tabu**“ (1912) ist zwar hoch spekulativ und so auch nicht haltbar, aber dennoch als theoretische Konstruktion des Inzest-Problem sehr instruktiv.

Denn in der subhumanen Biologie ist das, was dann für die humane Gattung zum Vaternord wird, die notwendige Normalität. Ein alt gewordener „Herdenführer“ wird irgendwann im Kampf getötet oder vertrieben und durch den Sieger ersetzt, der Kreis hat sich geschlossen und der Zyklus beginnt von vorn. Die Struktur reproduziert sich, aber transformiert sich nicht. Im Vaternord der Urhorde verändert sich alles: die das alte Leittier tötenden Junggesellen verpflichten sich untereinander, daß keiner von ihnen die Position des Ermordeten einnimmt. Dazu gehört komplementär die der gemeinsamen Bindung zum Verzicht entsprechende Bindung einer Vergemeinschaftung durch Schuldbewußtsein, durch die gemeinsame Schuld der Ermordung dessen, der jetzt in der Position des Vaters steht und genau durch diese Konstellation strukturell zum Vater wird. Der erste Schritt zur Sittlichkeit. Das läßt sich nur realisieren, wenn sich die mordende Herde gleichzeitig verpflichtet, daraus keinen „egoistischen“ Vorteil zu beziehen wie in der Logik der Natur selber; dazu also, daß niemand

von ihnen ein weibliches Tier, jetzt eine Frau, aus der eigenen Herde, jetzt der eigenen Abstammungsgemeinschaft, nimmt: Eine zweite gemeinsame sittliche Bindung, die jetzt dem Inzesttabu entspricht. Aber woher nehmen sie dann ihre Frauen? Von einer anderen, tendenziell feindlichen, zumindest konkurrierenden Abstammungsgemeinschaft, für die reziprok dieselbe Transformation zur Sittlichkeit gelten muß, d.h. es muß gattungswelt evolutiv eine Strukturtransformation sich vollzogen haben, die keinesfalls auf rationaler Planung und Verabredung beruhen kann.

Warum brauchte Freud diese Konstruktion? Um die Konstitution des Inzesttabus bzw. **der ödipalen Triade als Kulturtatsache** zu begründen⁴. In den „Drei Abhandlungen...“⁵, der Begründung seiner Theorie der psychosexuellen Entwicklung, sind für uns zwei Thesen von zentraler Bedeutung, die in der sozialwissenschaftlichen Rezeption auffällig vernachlässigt, mißverstanden oder gar verleugnet wurden. Zum einen (I) propagiert Freud ein entlang den verschiedenen erogenen Zonen der Frühblüte der infantilen Sexualität sich entfaltendes **Stufenmodell der sexuellen Entwicklung von oral, über anal zu phallisch**, entsprechend der Errichtung der Schranken von Scham, Ekel und Moral, das zugleich ein Stufenmodell der sukzessiven Integration von Partialtrieben in Richtung auf die Synthesis des Primats der Genitalorganisation darstellt. **Diese Stufenentwicklung ist einerseits per Implikation nicht ein biologisch oder somatisch determinierter Prozeß der automatisierten Reifung**, also von daher nicht Natur sondern Kultur, **sie ist andererseits ausdrücklich nicht das Resultat bewußt intendierter und insofern kulturspezifischer elterlicher Erziehungspraktiken**, sondern die Folge eines „ubiquitären“ Geschehens, also ein universaler, aber dennoch kultureller Prozeß.

6. Das bei Freud fehlende Theoriestück der sozialen Konstitution der individuellen Ontogenese.

Wie man diese, der Inzesttheorie von Lévi-Strauss wahlverwandte Position eines kulturellen Universalismus theoretisch konsistent begründen und fassen konnte, war Freud allerdings rätselhaft. Er löste dieses Rätsel für sich vorläufig und heuristisch, indem er hier zum ersten Mal zu jenem Lamarckismus des Absinkens einer kulturellen Leistung der

4 Dem entspricht, daß die Universalität des Inzest-Tabu selbst als eine Kulturtatsache gelten muß und damit die neu-kantianische Gleichung von universell=biologisch durchbricht. Das Inzest-Tabu gehört zur dritten Kategorie von universal+kulturell. Wäre es nicht so, stürzte die psychoanalytische Theorie mit einem Schlage zusammen, denn für sie ist tragend, daß ein universal geltendes, „ubiquitäres“ Inzest-Tabu über einem ursprünglichen Inzest-Wunsch errichtet wird.

5 S. Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905). Bd. V der Ges. Werke. Fischer: Frankfurt (Main), 1950.

Gattungsentwicklung in das hereditäre Erbe griff, der später noch prominenter im „Mann Moses“ eine tragende Funktion übernahm. Denn diese Stufenentwicklung wurde zwar als initiale universale Kulturleistung durch die Urhorde gefaßt, deren Eintreten in jeder einzelnen Ontogenese dann aber doch durch eine „organische Sexualkonstitution“ gesichert erschien, die in einer fast schamhaften, gewissermaßen eine Platzhalterfunktion für ein theoriearchitektonisch noch ausstehendes Argument einnehmenden Fußnote als das Ergebnis eines Absinkens in das hereditäre Erbe deklariert wurde. Um diese Konstruktion einer universalen Kulturleistung weiter abzusichern, mußte Freud dann der Schrift über die Sexualentwicklung (1905) die gewagte über „Totem und Tabu“ (1912) folgen lassen, in der jene Urhordentheorie vorgestellt wurde, die Freud in einer ohnehin prekären Stellung im damaligen Wissenschaftsbetrieb auch noch die wütende Kritik von seiten der Ethnologie und Anthropologie eintragen mußte.

Was Freud an dieser Stelle der Theoriekonstruktion also fehlte, war ein Modell der sozialen bzw. kulturellen Konstitution des Entstehens dieser „ubiquitären“ Kulturleistung, die in jeder Ontogenese sich je von neuem jenseits der expliziten, intendierten Erziehungspraktiken der Eltern vollzog. Daß Freud so etwas durchaus vorschwebte, kann man allein an der These von den infantilen Sexualtheorien ersehen, für die entscheidend ist, daß sie, obwohl ihrem Inhalt nach nirgendwo „gelehrt“, als Vorbild zur Nachahmung angeboten oder sonstwie von außen als „Lernstoff“ induziert, dennoch in einer universellen Stufenabfolge von den Kindern geglaubt bzw. als Überzeugungen geteilt werden. Sie sind, obwohl ein theoriestrategisch tragender Teil der Freud'schen Theorie, der empirisch am wenigsten gut erforschte und meiner Erfahrung nach auch empirisch am schwersten greifbare, weil Kinder sich sehr darin zurückhalten, diese infantilen Sexualtheorien preiszugeben.

Um diese je ontogenetisch immer wieder von Neuem sich vollziehende universale Kulturleistung erklären zu können, benötigt man also eine genuin soziologisch konstruierte Sozialisationstheorie, in der jene Stufenabfolge der psychosexuellen Entwicklung als Resultat einer Stufenabfolge in den Strukturen der sozialisatorischen Interaktion konzipiert ist, an denen das sich bildende Subjekt in seiner Ontogenese universal partizipiert - also eine Theorie der sozialen Konstitution dieser Stufenabfolge. Diese habe ich in einer soziologischen Familientheorie vorgelegt, deren Kern in der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade besteht⁶.

6 Vgl. dazu OEVERMANN; ULRICH (1969): [Role structure of the family and its implications for the cognitive development of children](#). In: MATHIAS ADRIANUS JOANNES MARIA MATTHIJSEN & C.E. VERVOORT (Hrsg.) *Education in Europe. Sociological Research*. The Hague: Mouton, S. 103–122; ---- (1979): [Sozialisationstheorie. Ansätze zu einer soziologischen Sozialisationstheorie und ihre Konsequenzen für die allgemeine soziologische Analyse](#). In: GÜNTHER LÜSCHEN (Hrsg.) *Deutsche Soziologie seit 1945*.

7. Die These der Zweizeitigkeit.

Zum anderen (II) kombinierte Freud diese vorausgehend dargestellte Konstruktion mit einem Argument der **Zweizeitigkeit** der psychosexuellen Entwicklung. Damit war das Folgende gemeint: Die erste Zeit dieser Entwicklung bestand in jener erfolgreichen Stufenabfolge mit dem Abschluß der Errichtung des Primats der (hier noch phallischen) Genitalorganisation, später in der Theorieentwicklung koinzident mit dem Untergang des Ödipuskomplexes. Da dieser Stufe der Errichtung des Genitalprimats jedoch biologisch noch keine Zeugungs- und Vollzugsfähigkeit entsprach und entsprechen konnte, war eine zweite Zeit der psychosexuellen Entwicklung in Gestalt dieser jetzt durchaus biologischen Reifung als Pubertät notwendig, mit der sozialisationstheoretisch gesehen die Phase der Adoleszenzkrisenbewältigung eingeleitet wird. Bis dahin und zwischen diesen beiden Zeiten liegt das Primat der Genitalorganisation lebenspraktisch gewissermaßen „brach“ und besteht im Sinne von Freud die Latenzphase als diejenige, die die kulturierte Ontogenese des Menschen für die Bewältigung ihrer enorm anspruchsvollen Bildungsprobleme auf der Basis der Ablösung vom Ödipuskomplex benötigt. Wichtig ist nun an dieser Zweizeitigkeitsthese unter anderem die folgende Implikation. Die erste Zeit in der Errichtung des Genitalprimats ist eine vor allem kulturell durch jene schon thematisierten Universalien bedingte, also sozial in Begriffen der Beziehungsstrukturen und -dynamiken der – in der Regel innerfamiliären – ödipalen Triade konstituierte sinnstrukturierte und symbolische Synthesis, die der biologischen Reifung als der zweiten Zeit vorgeschaltete vorausgeht. Diese These von der sozialen Konstitution der psychosexuellen Entwicklung verbindet sich also zugleich mit der These, daß sie der biologisch-physiologischen Komponente der psychosexuellen Entwicklung

Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug. ([Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft H. 21](#)). S. 143–168; ---- (1995): [Freuds Neo-Lamarckismus als Chiffre für eine Theorie der sozialen Konstitution der Ontogenese und eine Theorie der Erklärung der Entstehung des Neuen](#). In: [ROLAND BURKHOLZ \(Hrsg.\) Reflexe der Darwinismus-Debatte in der Theorie Freuds](#). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, S. IX–XXI; ---- (2000): [A Theoretical Model of Family Structure](#). (Fellow Lecture at the Hanse Wissenschaftskolleg in Delmenhorst, 7.6.2000). [Delmenhorst: \[unveröffentlicht\]. \[Manuskript\]](#); ---- (2000): [Der Stellenwert der "peer-group" in Piagets Entwicklungstheorie. Ein Modell der Theorie der sozialen Konstitution der Ontogenese](#). In: [DIETER KATZENBACH & OLAF STEENBUCK \(Hrsg.\) Piaget und die Erziehungswissenschaft heute](#). Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt/M. u.a. Peter Lang, S. 25–46; ----(2001): [Die Soziologie der Generationsbeziehungen und der Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik](#). In: [ROLF-TORSTEN KRAMER; WERNER HELSPER & SUSANN BUSSE \(Hrsg.\) Pädagogische Generationsbeziehungen](#). Opladen: Leske und Budrich, S. 78–126; ---- (2004): [Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung](#). In: [DIETER GEULEN & HERMANN VEITH \(Hrsg.\) Sozialisationstheorie interdisziplinär - Aktuelle Perspektiven](#). Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 155–181; ----(2008): ['Krise und Routine' als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften \(Abschiedsvorlesung\)](#) 62 S., ab S. 52 ff.. Als download auf der website <http://www.agoh.de>.

vorausgeht und auch vorausgehen muß, weil bei einer umgekehrten Reihenfolge, die den üblichen „theoretischen Vorurteilen“ vom Primat der biologischen Elemente entspräche, die humane Ontogenese in einem Chaos der mangelnden Strukturiertheit des Verhältnisses von Leib und Psyche, also der Totalität des menschlichen Lebens, enden würde, das ja als biologisches nur überleben kann, wenn es sich zu einem kulturellen transformiert.

8. Die Verwandtschaftsorganisation auf der Basis des Inzest-Tabu: Die Gattenbeziehung.

Damit sind wir bei **Lévi-Strauss und der Sozialorganisation der Inzestvermeidung**. Lévi-Straus hat als erster Theoretiker die universale Stellung und Funktion des Inzestverbotes für die menschliche Gesellschaft herausgestellt und gründlich analysiert. Entscheidend ist darin, daß es sich um eine Universalie handelt, die gleichwohl kulturell und nicht biologisch ist. Damit wird die den deutschen Neukantianismus kennzeichnende Dichotomie von universell = biologisch und variabel bzw. variierend = kulturell und historisch bzw.: von nomothetisch und ideographisch unhaltbar und überwunden. Im Anschluß daran lassen sich mindestens drei große Komplexe eines dialektischen Zusammenhangs von universalistisch und historisch für eine sozialwissenschaftliche Konstitutionstheorie unterscheiden. Zum einen das Inzestverbot als eine quasi negative Universalie, die jeweils kulturspezifisch erfüllt und positiviert wird durch konkrete, variierende Heiratsregeln, Diese Dialektik von universell und historisch macht es erforderlich, in jeder gegenstandsspezifischen konkreten Materialanalyse beide Aspekte zu berücksichtigen: Um jeweils kulturspezifische oder historisch konkrete Phänomene vergleichend zu analysieren oder zu erklären, muß man sie immer auch auf der Folie ihrer potentiell universalen Gemeinsamkeiten kontrastieren. Um z.B. das Eigene wirklich methodologisch explizit zu verstehen, also den Schleier des praktisch angeblich schon immer Verstandenen zu lüften, das das Eigene ausmacht, muß man zuvor das lebenspraktisch Fremde verstanden haben, weil erst dieses Verstehen uns dazu zwingt, das Gemeinsame zu explizieren, das wir mit diesem Fremden schon immer – letztlich in Begriffen des universal Gültigen der Kultur – teilen. Erst über diesen scheinbaren Umweg verstehen wir uns methodologisch explizit selber. Umgekehrt müssen wir, wenn wir die Universalien theoretisch gültig bestimmen wollen, sie durch die Konkretion des je historisch oder kulturell Einzelnen hindurch, in dem sie sich jeweils zur Erscheinung bringen, material bestimmen⁷. In

⁷ Vgl. dazu meinen Aufsatz „Das Verstehen des Fremden [als Scheideweg hermeneutischer Methoden in den Erfahrungswissenschaften](#)." in: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, Heft 1, 2001.

diesem Sinne ist der wohl wichtigste Bereich für diese Dialektik das Verhältnis von Einzelsprache und Universalgrammatik im Sinne von Chomsky und der Sprechakttheorie von Searle. Unsere universalgrammatische Kompetenz befähigt uns dazu, jeder Einzelsprache der Menschheit gleichermaßen gut zu erwerben. Aber wir können diese universalsprachliche Kompetenz auch nur in Gestalt einer einzelsprachlichen Kompetenz entfalten, nicht als Universalprache einer Praxis selber. Aber die Einzelsprache, in der wir den primären Spracherwerb als Exemplifizierung der Universalgrammatik und durch sie geleitet bewältigen, ist dann als Muttersprache im Leben eines Einzelnen ein für alle Mal markiert und ausgezeichnet, in Relation zu der dann alle anderen Einzelsprachen, die wir im Prinzip von unserer Kompetenz her ebenso gut als Muttersprachen hätten erwerben können, zu Fremdsprachen werden⁸. Damit hängt auch zusammen, daß mit zunehmender Globalisierung die Vielfalt von Einzelsprachen sich immer mehr reduziert.

Ein dritter großer und ganz anderer Bereich dieser Dialektik von Universalität und Historizität ist schließlich das Verhältnis von universaler Funktion des Mythos und historischer und kultureller Ausprägung des Inhalts von Mythen. Jeder Mythos hat universell die Funktion, die unvermeidbaren Fragen einer konkreten Lebenspraxis, sei sie personal oder kollektiv aggregiert, nach ihrer Herkunft und nach Ihrer Zukunft sowie drittens nach der Identität ihrer je aktuellen Position zu beantworten. Diese Antworten aber müssen inhaltlich so geartet sein, daß sie unverwechselbar und nicht substituierbar nur für den je konkreten Fragesteller und seine Bildungsgeschichte gelten, sonst ist die universelle Funktion des Mythos nicht erfüllt.

Diese Dialektik von Universalität und Historizität ist aber nicht auf diese drei Bereiche beschränkt, sie ist letztlich in allen Gegenstandsbereichen der Humanwissenschaften gleichermaßen zu berücksichtigen. Entsprechend ist es auch unsinnig, dem genetischen Strukturalismus Ahistorizität, Biologismus oder Formalismus zu unterstellen. Das genetisch-strukturalistische Theorieprogramm ist viel mehr, insofern es wie selbstverständlich durch jene Dialektik geprägt ist, in der empirisch-materialen Einlösung immer zugleich historisch und universalistisch. Damit hängt eng das allgemeine erfahrungswissenschaftliche Prinzip zusammen, bei jeder konkreten Gegenstandsanalyse beide Blickrichtungen miteinander zu kombinieren: Auf der einen Seite nach der Gemeinsamkeit zu fragen, die der jeweils in Frage stehende Gegenstand mit anderen, im Sinne dieser Gemeinsamkeit ähnlichen teilt, um auf diese Weise die hinter der konkreten Erscheinung liegenden „Tiefenstrukturen“ bestimmen zu

8 Dem widerspricht nicht, daß im Falle gleichberechtigter Zweisprachlichkeit, z.B. bedingt durch verschiedene Muttersprachlichkeit der beiden Eltern, eine Mehr-Muttersprachlichkeit entstehen kann, die dennoch häufig im späteren Alter zu einer Seite hin sich entscheidet.

können, auf der anderen Seite aber die Differenzen zwischen ähnlichen bzw. unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt vergleichbaren Gegenständen auf der Folie dieser „Tiefenstrukturen“ kenntlich zu machen.

Im Sinne dieser Betrachtung ist das Inzesttabu die universale Vergleichsfolie für die je kulturspezifische Ausformung der Verwandtschaftsorganisation, die die Vermeidung des Inzest gewährleistet. Denn das Inzestverbot ist als Universalie negativ ausgebildet, die zu ihrer materialen Erfüllung jeweils einer Positivierung in Gestalt von Heiratsregeln bedarf, die kulturspezifisch variieren. Diese Regeln müssen ihrem Inhalt nach also das Gemeinsame haben, daß sie als inzestuös geltende Partner verbieten und von daher Exogamie bedingen zwischen Abstammungslinien, die für das Merkmal „inzestuös“ konstitutiv sind. Diese Exogamie bringt ihrerseits „funktionelle“ Endogamie hervor, weil die Heiratsregeln quasi institutionell Verbindungen zwischen verschiedenen exogamen Abstammungslinien festlegen.

Das ändert sich dann sukzessive in dem Maße, in dem die Reziprozität zwischen Abstammungslinien durch die direkte Reziprozität zwischen den individuellen Heiratspartnern ersetzt wird, eine Entwicklung die vergleichsweise spät im Europa des ausgehenden Mittelalters einsetzt und die voraussetzt, daß die durch Heiratsregeln gestiftete Vergemeinschaftung „funktioneller Endogamie“ einer Vergemeinschaftung Platz macht, die sich umfangslogisch als sittliche ausdehnt bis zu den Grenzen der biologisch definierten und schon immer objektiv als solche vorhandenen menschlichen Gattung als dem Kollektiv verpaarbarer Individuen und damit aus dieser biologischen Gattung eine sittlich-moralische macht, wie sie mit den monotheistischen Religionen unter der Voraussetzung der Konstruktion eines einzigen, allmächtigen Gottes, die ihrerseits die Schriftsprachlichkeit der Kultur voraussetzt, schon einige Jahrhunderte vorher als „universe of discourse“ auftritt. In dieser Transformation wird zur mikrosozialen Seite hin das Subjekt in seiner schon immer als strukturelles Potential gegebenen Autonomie auch lebenspraktisch realisiert zu einer Totalität der praktischen Vernunft. Aus unserer Sicht liegt dem der lebenspraktische Vollzug der Gattenbeziehung zugrunde, wie sie erst die lebenspraktische soziale Ausdifferenzierung der ödipalen Triade, sprich: der Kernfamilie ermöglicht.

Man sieht nun leicht, daß das Inzest-Tabu zugleich eine makrosoziale und eine mikrosoziale Funktion erfüllt. Die makrosoziale Funktion besteht darin, einen sozialen Austausch zwischen sozialen Gruppen, am Anfang einfachen Abstammungslinien, zu gewährleisten und damit

gesellschaftliches Leben überhaupt der Art, daß darin eine sich immer mehr erweiternde Dynamik der Ausdifferenzierung einer arbeitsteiligen Gesellschaftlichkeit entwickeln kann⁹. Von daher lassen sich analog zur kategorialen Differenz von Affiliation (=Deszendenz/Abkunft) einerseits und Allianz (=Paarbildung) andererseits zwei grundlegende Formen von Vergemeinschaftung unterscheiden: die der Verlängerung der biologischen Brutpflege entsprechende zwischen Abkommen in den verschiedenen Generationen, also eine Vergemeinschaftung nach dem symbiotischen Typ, und die der exogamen Verbindung von Heiratspartnern bzw. Gatten entsprechende Vergemeinschaftung von in polarer Spannung konstituierten, grundsätzlich gegeneinander stehenden Einheiten andererseits, die für sich in einem höheren Sinne letztlich nicht lebensfähig sind. Letztere hat im Unterschied zur anderen keine soziobiologischen Vorläufer. Denn die Gattenbeziehung unter der Bedingung des Inzest-Verbots hat in den dem Modell der soziobiologischen Prägung entsprechenden Paarungsmechanismen keine Korrespondenzen. Indem sie auf der Voraussetzung der Reziprozität des Partnertauschs zwischen zwei ihrerseits intern auf dem Inzestverbot fundierten Abstammungslinien beruhen, binden sie zwei Gruppierungen aneinander, die sich im Prinzip als Konkurrenten (z.B. der Nahrungsbasis), potentiell als Feinde gegenüberstehen, so daß man sagen kann, daß Gattenbeziehungen jeweils dieser „Feindschaft“ als neue Legierungen abgerungen sind. Insofern sind Gattenbeziehungen, durch die Bindung der Geschlechterspannung und -polarität formiert, viel mehr als Eltern-Kind-

9 Man muß sich ja an dieser Stelle vergegenwärtigen, daß mit dem evolutionsbiologischen Übergang zur Gattung Mensch und damit zur Kultur zugleich das Tor zur Geschichte sich öffnet, die als soziale Evolution zu deuten mir ein Kategorienfehler zu sein scheint, der die radikale Differenz zwischen der Evolutionsbiologie und der zukunfts-offenen Geschichte, als mehr oder weniger systematisch durch einen universalhistorischen Rationalisierungsprozeß geprägt, vorschnell einebnet. Dieser Prozeß, der nach unterschiedlichen Schätzungen evolutionsbiologisch gesehen vor 70 000 bis 150 000 Jahren eingesetzt hat nach dem Kriterium der Vergleichbarkeit des Genoms der Gattung Mensch, verlief wahrscheinlich so, daß sich kulturell lange Zeit im Sinne einer Transformation, an der sich ein Rationalisierungsfortschritt ablesen ließe, so gut wie nichts veränderte und aus heutiger Sicht diese „stationäre Geschichtlichkeit“, gewissermaßen eine lange Zeitstrecke des Schlummers eines latenten Kulturpotentials, erklärungsbedürftig ist. Eine erste große Transformation vollzog sich mit der neolithischen Revolution, also der Selbsthaftwerdung menschlicher Gemeinschaften mit allen damit verbundenen Folgen, was Siedlungsbau und Agrarproduktion anbetrifft, vor wahrscheinlich frühestens 15 000 Jahren, eine zweite große mit der Einführung der Schriftsprache vor ca. frühestens 5000 Jahren. Diese Transformationen beschleunigen sich dann exponentiell zunehmend, so daß z.B. in der Agrarproduktion Europas der Abstand zwischen 1750, dem Zeitpunkt eines take-offs von regulärem Wirtschaftswachstum und 1960, dem Zeitpunkt einer flächendeckend einsetzenden Mechanisierung der Agrarproduktion, wahrscheinlich sehr viel geringer ist als der zwischen 1960 und der Gegenwart, gemessen an solchen Indikatoren wie der Zahl der von einer agrarischen Arbeitskraft ernährten Individuen. Entlang dieser außerordentlich nicht-linearen Rationalisierungsdynamik transformiert sich natürlich auch die Familien- und Verwandtschaftsstruktur, aber es wäre ganz falsch, wie es meistens geschieht, diese Dynamik als eine von makrosozialen Transformationen vollständig determinierte und nur abhängige zu sehen, und nicht eine von der Eigenlogik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade wesentlich bestimmte und vermittelt darüber mit der makrosozialen bzw. „gesamtsociologischen“ Entwicklung in Wechselwirkung stehende.

Beziehungen rein soziokulturelle Bildungen ohne soziobiologische Vorprägungen¹⁰ - abgesehen natürlich von der über die anatomische und physiologische Geschlechtsausprägung bedingten wechselseitigen leiblichen Attraktivität, während das Inzest-Verbot als solches durchaus in die Soziobiologie zumindest partiell zurückragt. Zugleich wird erst durch die Gattenbindung der männliche Erzeuger zugleich sozial zum Vater des Kindes, was der Vater-Kind-Beziehung eine ganz andere strukturelle Ausgangskonstellation beimißt als der Mutter-Kind-Dyade.

9. Die makro-soziale Funktion des Inzest-Tabu.

Auf der makrosozialen Ebene sichert das Inzestverbot in seiner Funktion dieser Gattenbindung den Austausch zwischen abstammungskohäsiven, symbiotischen Verwandtschaftsgruppen und damit die Überwindung von implosiven, zur Stagnation und strukturellen Regression verurteilten Abschottungen. Es sichert die widersprüchliche Einheit von Kohäsion und Kontrastivität in der humanen Sozialität.

Die vorausgehenden Überlegungen führen dazu, den Übergang von der Natur zur Kultur wesentlich als einen **von der biologischen Paarung zum sozialen Paar in der Gattenbeziehung** zu sehen. Diese letztere scheint das ebenso entscheidende wie fragile Zentrum der menschheitsgeschichtlichen Entwicklung und zugleich das Scharnier zwischen der makro- und der mikrosozialen Funktion des Inzest-Tabu zu bilden. Diesen Gesichtspunkt müssen wir hier noch etwas stärker ausarbeiten.

In den frühen archaischen Kulturen waren die Abstammungslinien unabhängig von ihrer matri-, patri- oder bi-linearen Zurechnung zahlenmäßig sehr klein, in der Regel über die Zahl von 300 bis 400 Köpfen kaum hinausgehend. Entsprechend waren auch die durch institutionelle Heiratsregeln in **Reziprozität des Frauentauschs** gebundenen funktionell endogamen Vergemeinschaftungen sehr klein. Aber sie erfüllten auf der Ebene der Selbstbeschreibung schon das Modell einer Gattung. Auch wenn sie implizit von der Biologie der Fortpflanzung wußten, so beruhten ihre verwandtschaftlichen Zurechnungen sowohl in der Affiliation wie in der Allianz nicht auf einer blutsverwandtschaftlichen Kategorisierung, sondern auf der sozialen Kategorisierung der Inzestbeziehung in den jeweiligen Begriffen von Heiratsregeln, die kulturspezifisch das Negativ des Inzestverbots positiv mit Vorschriften darüber füllten, welche Frauen zu heiraten waren. Das kann man sich exemplarisch klar

¹⁰ Die monogamen, tendenziell lebenslänglichen Verpaarungen in der Tierwelt, z.B. besonders häufig bei den Wasservögeln, folgen einer ganz anderen Logik der gewissermaßen biogrammatisch „verdrahtenden“ Prägung in kriterialen Phasen.

machen an der einfachen dualen Organisation, an der schon das weit verbreitete archaische Modell der **Kreuzkusinenheirat** abzulesen ist. Kreuzkusinen sind aus der Sicht eines männlichen Ego die Töchter entweder der Schwestern des Vaters oder der Brüder der Mutter, kontrastiv dazu sind die Töchter des Vater-Bruders und der Mutter-Schwester Parallelkusinen. Diese letzteren gelten wie Geschwister, also als inzestuös und fallen unter das Inzest-Verbot. Hingegen sind die Kreuzkusinen in dieser Organisation die vorgeschriebenen weiblichen Heiratspartner. In Begriffen der Blutsverwandtschaft dagegen ist diese Unterscheidung vollkommen sinnlos, denn blutsverwandtschaftlich sind Parallel- und Kreuzkusinen identisch. Ihre kategoriale Differenz entlang dem Inzest-Tabu ist aber entscheidend, denn durch sie wird die Differenz von Abstammungslinien eingehalten, während die Verbindung mit Parallelkusinen sie spätestens in der dritten Generation vollkommen zusammenbrechen läßt, damit auch die Funktion von Reziprozität zwischen Verschiedenheit und von Kooperation über die Symbiose hinaus, ohne die eine Autonomie des Subjekts nicht denkbar ist. Lévi-Strauss hat nun in einer komplizierten, partiell mathematisierten Modellbildung zeigen können, daß die Wahl von Kreuzkusinen, die Abkommen des Mutter-Bruders sind, sehr viel häufiger vorkommt als die der Abkommen der Vater-Schwester und zwingend zu einer viel stärkeren Tendenz führt, den engen Kreis des einfachen Tausches in der dualen Organisation zugunsten einer viel komplexeren Organisation des erweiterten Tausches zu führen, in die mehr als zwei Abstammungslinien eingeschlossen sind, von denen zwar jede eine stabile exogame Beziehung zu jeweils nur einer anderen Linie unterhalten kann, die aber ihrerseits ihre Frauen nicht reziprok aus der erstgenannten, sondern aus einer dritten bezieht und so fort, bis der „Ringtausch“ sich schließt, allerdings so, daß die Reziprozität sich zu einer weniger anschaulichen, abstrakteren Bindung von Geben und Nehmen in der erweiterten Vergemeinschaftung der am „Ringtausch“ beteiligten Linien ausdehnt.

Diese Organisation beruht auf dem **Tausch von Frauen, nicht von Männern**. Die plausibelste Erklärung dafür ist eine zweifache, eine positive und eine negative. Die positive besteht darin, daß nur Frauen schwanger werden und deshalb die wertvollere Kategorie sind, auf die es ankommt und die gesichert werden muß. Die negative fügt hinzu, daß Frauen nicht als individuierte Subjekte getauscht werden, sondern als Elemente eben jener sozialen Kategorie. Unter diesem Gesichtspunkt ist vor allem auch zu betonen, daß der Frauentausch in diesen archaischen Verwandtschaftsorganisationen eben nicht die Strukturlogik des ökonomischen Tauschs im Sinne des Marx' schen Modells vom **Äquivalententausch** erfüllt, der ja auf der Voraussetzung der Gebrauchswertdifferenz der Tauschobjekte zentral beruht. Vom Gebrauchswert her sind die getauschten Frauen gerade nicht verschieden sondern

identisch. Im Äquivalententausch werden gebrauchswertdifferente Gegenstände ausgetauscht, im **Reziprozitäts- bzw. Gabentausch** tauschen sich die Tauschenden selbst aus, indem sie im Austausch gebrauchswertindifferenter „Gaben“ ihre wechselseitige Bindung reproduzieren. Sobald natürlich Frauen als ihrerseits individuierte Subjekte gelten, wird einerseits ihre Einordnung als gebrauchswertindifferente Tauschobjekte mit diesem neuen Status in einer schon stark durchrationalisierten Lebenswelt unverträglich, weil die durch ihre Besonderung sich ergebende Differenzbildung durch eine solche Einordnung getilgt würde, aber gleichzeitig auch andererseits eine Uminterpretation der Besonderung durch Individuierung zu einer den ökonomischen Tausch ermöglichenden Gebrauchswertdifferenz, letztlich zu einer Warenförmigkeit, ebenfalls verstellt, weil jene Besonderung in höchstem Maße entwertend im Sinne der für Waren geltenden Standardisierung und Subsumierbarkeit unter vorgefaßte Merkmalskategorien. Man sieht auch hier wieder die grundlegende Funktion des Inzesttabus. Denn dieses erzwingt hier den reziproken Tausch, der kategorial etwas ganz anderes ist als der ökonomische Äquivalententausch, aber dennoch in dieser Eigenschaft noch nicht der auf individuierter Ver-Selbstung angewiesenen Kooperation zwischen autonomen Subjekte entsprechen muß. Man könnte sagen, daß aufgrund dieser Makrofunktion des Inzestverbotes ein nicht-ökonomischer und zugleich nicht-symbiotischer Austausch zwischen Makro-Entitäten in der Strukturlogik der Vergemeinschaftung des Getrennten erzwungen wird, der die Sittlichkeit der Reziprozität objektiv herstellt, die dann den Sozialraum darstellt für eine historische Entwicklung, in der zunehmend diese Reziprozität von der Ebene der Institutionen auf die Ebene der Ich-Leistungen übergeht. Damit hängt auch das Folgende zusammen: Die zu moralisch wirksamen Bindungen führende Reziprozität des Frauentausches generiert eine Gattenbeziehung, die in sich zunächst rein institutionellen Charakter innerhalb der verwandtschaftlichen Basisorganisation gesellschaftlicher Ordnung hat. Die dabei beteiligten Affekte und persönlichen Wahrnehmungen und Interessen werden dadurch keineswegs ausgeschlossen oder ausgeblendet, aber für die Legitimität der verwandtschaftlichen Ordnung als solche sind sie nebensächlich. Das bedingt, daß die Toleranzspielräume für die Ausgestaltung des lebenspraktischen Alltags von Gatten-, Eltern-Kind- und sonstigen Beziehungen im lebensweltlichen Nahbereich von Kultur zu Kultur jenseits der institutionellen Ordnungen stark variieren können. So liegen in manchen Kulturen erstaunliche Toleranzen hinsichtlich der Zulässigkeit sexueller Beziehungen jenseits der je institutionalisierten Heiratsregeln vor, ganz abgesehen von den vielfältigen Abweichungen von der Monogamie selbst im institutionalisierten Bereich. Es wäre nun ganz falsch, von dieser Sphäre des konkreten

lebenspraktischen Alltags in archaischen Kulturen anzunehmen, das darin je besondere und ganz individuelle Ausgestaltungen ausgeschlossen oder nicht thematisch wären. Vielmehr müssen wir von einer mehr oder weniger großen Verschiedenheit zwischen diesem „informellen“ Alltag und der institutionalisierten Verwandtschaftsorganisation ausgehen. Ganz in diesem Sinne hat denn auch Lévi-Strauss vorgeschlagen, Verwandtschaftsorganisation und Familie als zwei verschiedene Sphären voneinander zu trennen. Man wird deshalb annehmen dürfen, daß in archaischen Verwandtschaftsorganisationen zwar die ödipale Triade nicht manifest ausdifferenziert ist, gleichwohl auf der Ebene der affektiven Vorlieben und Bindungen durchaus in ihrer Strukturgesetzmäßigkeit zumindest latent operiert.

In diesem Sinne wird man von einer **menschheitsgeschichtlich durchgehenden Dynamik** ausgehen können, die sich vor allem hinsichtlich der Gattenbeziehung nachzeichnen läßt: Mit der Ausweitung der durch das Inzestverbot veranlaßten Tauschbeziehungen zwischen Abstammungslinien erweitert sich im Makrobereich die strukturelle Ausdifferenzierung der Vergemeinschaftungen insgesamt, Neben die Verwandtschaftsorganisationen treten zunehmend komplexe Ausformungen von Herrschaft und Rechtsförmigkeit. Für die archaischen Abstammungslinien waren alle anderen Feinde und die funktionell endogamen Heiratsgemeinschaften ersetzen diese Feindschaft durch Bindung. Die, mit denen man auf einem Territorium zu tun hatte, ohne daß sie durch Heiratsregeln gebunden waren, blieben Feinde, sie gehörten nicht einmal zur sozial interpretierten eigenen Gattung. Um diesen Gattungsbegriff als sittlich bindenden zu erweitern, mußte erst die Kategorie des neutralisierten „Fremden“ entwickelt werden, der sich dadurch auszeichnete, daß er nicht zum Feinde manifest wurde, auch wenn man ihn nicht begrüßte. Ab einem bestimmten Verdichtungsgrad von Gesellschaftlichkeit wäre diese Kombination von Feindschaftsvermeidung durch Begrüßung, einer ganz basalen einfachen Form des „Sich-Austauschens“, praktisch auch gar nicht mehr möglich gewesen. In dem Maße, in dem dieser Prozeß der Vergesellschaftung voranschreitet, löst sich die Bindung an Heiratsregeln, die „funktionelle“ Endogamie herstellen, auf. So wie der sittliche Gattungsbegriff sich immer mehr der Umfangslogik des biologischen Gattungsbegriffs annähert und damit einhergehend die Verwandtschaftskonzeption immer mehr der Kategorisierung von Blutsverwandtschaft, werden die darin eingeschlossenen Subjekte einerseits einander fremder, andererseits in ihrer sozialen Reichweite „freier“ und ungebundener. Die Kommunikation, die darüber entscheidet, wer mit wem sexuell verkehren und im Zusammenhang damit ein Paar bilden kann, löst sich immer mehr von der Partikularität einer engen, lokalen Milieuzugehörigkeit, so daß

zunehmend sich das Heiraten als ein institutionalisierter Austausch von Frauen zwischen Abstammungslinien auflöst und die darin verkörperte Reziprozität zwischen Makro-Einheiten sich verlagert in die Reziprozität zwischen heterosexuellen Einzelsubjekten, die als Kandidaten für eine Gattenbeziehung in Frage kommen. Irgendwann sind das, wie heutzutage schon weitgehend realisiert, alle geschlechtsreifen gegengeschlechtlichen Individuen der gesamten Gattung Mensch.

Man sieht dann leicht, wie es in dieser Dynamik der Entwicklung zum „**romantic love complex**“ zwingend kommen muß. Denn einerseits muß die Gattenwahl legitimiert werden mit der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit des Partners, weil ohne das die der Individuiertheit der beiden Subjekte korrespondierende Besonderung der realisierten Gattenbeziehung nicht glaubwürdig ist. Andererseits aber ist die lokale Unbegrenztheit der potentiell in Frage kommenden Kandidaten so umfangreich, daß keine Vielzahl von Leben ausreichen würde, das Finden und die Wahl des „Einzigigen“ auf ein begründetes Erfahrungs- und Vergleichsurteil zu stützen. Zwangsläufig muß die Suche nach dem richtigen, das Kriterium der Einzigkeit erfüllenden Gatten lebenspraktisch nach einer sehr kurzen Erfahrungsstrecke abgebrochen werden, ohne daß dieser Abbruch als solcher gewertet wird. Viel mehr muß er als Erfüllung des anspruchsvollen Programms der individuierten Gattenbeziehung gelten, also als eine empirische Illusion subjektiv gleichwohl authentisch sein. Das entwertet den „romantic love complex“ keineswegs, wie heute weitgehend in intellektuellen Kreisen durchblickerhaft unterstellt wird, als bloße Ideologie, sondern beleuchtet ihn als eine zutreffende Beschreibung eines bestimmten Typus nicht rollenförmiger Vergemeinschaftung.

Diese auf der Reziprozität zwischen den Partnern, die sich wechselseitig in je personaler Autonomie zum Gatten wählen, beruhende Beziehung konstituiert grundsätzlich das Strukturmodell von Gleichberechtigung und wechselseitiger Anerkennung der Besonderheit und Verschiedenheit im Verhältnis der Gatten zueinander¹¹. Dieses Modell, dessen Realisierung im lebenspraktischen Alltag immer noch nicht abgeschlossen ist und immer wieder an seiner Fragilität und seinem enormen Anspruch, vor allem was die Unbefristetheit betrifft, scheitert, wurde institutionell erst im europäischen ausgehenden Mittelalter Realität und zwar im Schoße der heute ideologiekritisch viel geschmähten katholischen Kirche mit dem am Ende des 12. Jahrhunderts in Geltung gesetzten Sakrament der Ehe. Es ist das einzige

¹¹ Man sieht in diesem Zusammenhang auch, daß solche philosophischen Modelle wie das der Anerkennung von Axel Honeth an der empirischen sozialen Realität doch stark vorbeigehen. Denn darin wird zwar die Anerkennung in Form von Liebe von anderen Formen unterschieden, aber die gegenläufigen Lieben der Eltern-Kind-Beziehung und der Gattenbeziehung nicht und so zumindest implizit in einen Topf geworfen.

Sakrament, daß nicht vom ordinierten amtscharismatischen Priester gespendet wird, sondern das sich die betroffenen Laien selbst wechselseitig spenden, gewissermaßen im Bei-Sein des Priesters und vor dem Altar. Dieses Sich-Wechselseitig-Spenden folgt vollkommen der Logik des Sich-Austauschens von autonomen Subjekten und stellt einen bedeutenden Schritt in der historischen Formation des autonomen Subjekts selbst dar^{12 13}.

Vom archaischen Frauentausch in der dualen Organisation bis zu diesem Entwicklungsstand ist es ein sehr weiter Weg der strukturellen Transformation. Aber es ist eine Transformation, hinter der als invariante Universalie das Inzestverbot steht, und deren Dynamik durch dieses angetrieben wird. Diese Transformation, vergleichbar einer wesentlichen Dimension des universalhistorischen Rationalisierungsprozesses im Sinne von Max Weber, ist zugleich eine, die die affektuelle und lebenspraktische tägliche Realität des Zusammenlebens in Gatten- und Eltern-Kind-Beziehung immer mehr zur Deckung bringt mit der Ausdifferenzierung der verwandtschaftlichen Organisationsform der Kernfamilie. Diese zunehmende Kongruenz ist zugleich das Werk einer der Strukturgesetzmäßigkeit der ödipalen Triade entsprechenden Dynamik, die tatsächlich die Kernfamilie als die ihr entsprechende Verwandtschaftsform aus sich herausschleibt.

In diesem Prozeß kommt es ganz wesentlich, damit die Gattenbeziehung sich stabilisiert und zum Strukturkern der Kleinfamilie wird, darauf an, die Position des Vaters zu einem verbindlichen Strukturelement auszuformen. Diese **Familialisierung des Vaters** ist neben der Entstehung der Sprache das zweite wichtige Moment der Transformation von Natur zu Kultur. Darauf werde ich später noch einmal gesondert zu sprechen kommen müssen. Hier nur so viel. Wie schwierig es ist, die soziale Position des Vaters lebenspraktisch zu realisieren, etwas, was der Volksmund in dem Spruch „Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr“ prägnant faßt, läßt sich an Vielem erkennen. In unserem Zusammenhang vor allem daran, daß die beiden herausragenden, untereinander widersprüchlichen Komponenten der Vater-Position, nämlich einerseits in der Logik der diffusen Sozialbeziehung zum Kind als ganzem Menschen dessen Partner, Pfleger, Fürsorger, Gehilfe und Kamerad zu sein, aber andererseits die Anforderungen der souveränen politischen Vergemeinschaftung und der abstrakten Gesellschaft mit Autorität und unter Inkaufnahme von konfrontativen Konflikten vor dem Kind zu vertreten und auch durchzusetzen, sich nur

12 Eine Rheingauer Winzerin brachte dieses Argument in einer Erzählung über die Bewältigung von Entscheidungsdifferenzen in der Betriebsführung mit ihrem Mann sehr prägnant auf den Punkt mit der folgenden Feststellung: Sie habe ihrem Mann in solchen Auseinandersetzungen gesagt: „Mir habbe vorm Altar net hinnerananner, sondern neberananner gestanne“.

13 Auch die vier schon behandelten Dimensionen der Struktur diffuser Sozialbeziehungen sind in diesem Sakrament der Ehe aus dem 12. Jahrhundert festgehalten, insbesondere die der Unbefristetheit in der Formel „Bis das der Tod Euch scheidet“.

schwer in einer Person vereinigen und zur Synthese bringen lassen, und es historisch in der Tat lange dauert, bis das wirklich der Fall ist. Diese beiden Komponenten wurden, wie Lévi-Straus sehr eindrucksvoll gezeigt hat, in den archaischen, schriftlosen Kulturen noch arbeitsteilig von zwei verschiedenen Positionsinhabern vertreten: vom leiblichen Vater bzw. dem als Erzeuger geltenden Partner der Mutter einerseits und dem Mutter-Bruder als Onkel andererseits. Nirgendwo wurde eine der beiden Komponenten von beiden Verwandtschaftspositionen gleichzeitig verkörpert, sondern jedes Mal haben beide Positionsinhaber, in welcher der beiden möglichen Verteilungen auch immer, jeweils eine verschiedene der beiden gegensätzlichen Komponenten vertreten, so daß immer beide vertreten waren – also die Synthesis der widersprüchlichen Einheit von väterlichen Funktionen durch Arbeitsteilung gesichert wurde. Daraus kann man ersehen, daß diese beiden Komponenten wichtig und unverzichtbar sind, aber beide als widersprüchliche Einheit in einem Positionsinhaber zur Synthese zu bringen so schwierig ist, daß es historisch lange braucht, bis die Vaterposition im familialen Beziehungsnetz so stabil integriert ist, daß die Kombination dieser Komponenten als widersprüchliche Einheit von einer Person auch durchgehalten werden kann. Das ist in der Tat in der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade am ehesten der Fall und möglich.

Bleibt noch ein Moment der Bildung der Gattenbeziehung im einfachen Strukturmodell der Kreuzkusinenheirat nachzutragen. In ihr begegnet ja der heiratenden Kreuzkusine als **Schwiegermutter** eine Frau ihrer eigenen Abstammungslinie, also ein Individuum, das zum einen dieselbe potentielle Feindschaftslinie überschreiten bzw. in der Gattenbeziehung neutralisieren mußte wie sie selbst, dies aber gegenüber der Schwiegertochter einerseits als ein ihr bekanntes Schicksal und gerade deshalb als erfolgreich abgeschlossenes ausgehen muß, andererseits aktuell diesen Erfolg lebenspraktisch realisieren, d.h. überzeugend auf der Seite der Abstammungslinie ihres Sohnes stehend sich präsentieren muß. Daraus resultiert eine affektuelle Ambivalenz größten Ausmaßes und ein permanenter latenter Konflikt der Überbietung, der sich erst in der Beziehung der Schwiegermutter zu den Enkeln beruhigen läßt. In der Abstraktheit der Heiratsnormen der modernen Gattenbeziehung entfällt zwar diese latent im Hintergrund wirkende Zugehörigkeit von Schwiegermutter und Schwiegertochter zur selben Abstammungslinie, aber dennoch bleibt das Überschreiten der Herkunftslinie aus der eigenen ödipalen Triade in die des Gatten als strukturelle Gemeinsamkeit bestehen. Ich komme darauf zurück.

10. Die mikrosoziale Funktion des Inzest-Tabus.

Zugleich erfüllt das Inzest-Verbot eine zentrale mikrosoziale Funktion, indem auf ihm die für die humane Sozialisation und die Subjektwerdung konstituive **Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und deren Dynamik** aufbaut. Diese Triade besteht aus zwei Dyaden vom symbiotischen Typus der Affiliation: der Eltern-Kind-Beziehungen (die Beziehung des Nachwuchses mit den beiden Eltern) und der Dyade der Gatten-Beziehung vom Typus der Bindung zwei polarer, potentiell je autonomer Erwachsener aus verschiedenen Milieus. Zwar sorgt auch die Affiliation unter der Bedingung sexueller Reproduktion für ein gewisses Maß an zukunftsöffener Emergenz des Neuen sowohl in biologischer (Rekombination von Genen) als auch sozio-kultureller (Rekombination von „Memen“) Hinsicht, aber die entscheidende Bedingung für die Entstehung des Neuen (nach der Strukturlogik der Krisenbewältigung) ist die Stiftung der Gattenbeziehung, indem durch sie nicht nur differente Genome, sondern vor allem verschiedene soziokulturelle Milieus rekombiniert werden, so daß jeweils die neuen sozialen Identitäten des Nachwuchses mit der Paarbildung, d.h. lange vor der Zeugung selbst, als Spielräume und Restriktionen künftiger Lebensläufe schon festgelegt sind.

Für diese drei Dyaden gilt bei allen ihren tiefgreifenden Differenzen, auf die wir noch zu sprechen kommen, zunächst einmal eine erstaunliche **strukturelle Gemeinsamkeit und zwar der Art, daß diese nur für diese drei Dyaden bzw. Typen von Sozialbeziehungen als Alleinstellungsmerkmal** gelten. In allen anderen Sozialbeziehungen, in denen man Ähnlichkeiten dazu feststellen kann (z.B. bei engen, dauerhaften Freundschaften oder bei zölibatären religiösen Bindungen), sind diese von der Struktur der Dyaden der ödipalen Triade abgeleitet und nicht umgekehrt¹⁴. In Begriffen von Talcott Parsons „universellen pattern variables“ **sind diese Dyaden diffuse und nicht spezifische Sozialbeziehungen**. Diffus sind solche Beziehungen, in denen die Beweislast derjenige trägt, der aus diesen Beziehungen Inhalte oder Themen ausgrenzen will. Kehrseitig dazu sind solche Beziehungen für alle Inhalte und Themen offen. Anders ausgedrückt: Es sind Beziehungen zwischen ganzen Menschen, d.h. sie binden durch Reziprozität die Totalität der beiden Subjekte aneinander. Deshalb sind sie strukturell das Gegenteil von Rollenbeziehungen und entgehen damit auch dem viel zu engen Modell von Sozialität qua Rollenbeziehungen, wie es Dahrendorf in seiner damals wegweisenden Schrift über den „homo sociologicus“ vorgestellt hat. Der Begriff der Rolle hatte in der alten Soziologie noch eine schon lange nicht mehr haltbare konstitutionstheoretische Funktion: Es sollte damit, in der Funktion der kategorialen Abgrenzung zur Psychologie, gefaßt werden, daß die soziale Struktur von Beziehungen

¹⁴ Das Strukturmodell der ödipalen Triade habe ich an verschiedenen Stellen schon vorgestellt und ausgeführt. Vgl. dazu die Literaturangaben in Fußnote 6. Ich führe es hier nur in einer stark abgekürzten Version an.

unverändert und identisch blieb, auch wenn das Personal ausgewechselt wurde. Aber genau das trifft auf die diffusen Sozialbeziehungen der drei Dyaden der ödipalen Triade nicht zu, denn wenn bei ihnen das Personal ausgewechselt wird, dann werden sie selbst aufgelöst, weil sie als Beziehungen zwischen ganzen Menschen an deren konkrete Subjektivität gebunden sind. Der Dahrendorfsche „homo sociologicus“ legt konstitutionstheoretisch den Gegenstandsbereich der Soziologie viel zu eng aus, indem er den ganzen Menschen ebenso wie die Vergemeinschaftung aus der Soziologie gewissermaßen aussperrt.

Die Soziologie hat diese einfache Strukturkenntnis bis heute nicht in sich aufgenommen, im Gegenteil: sie tut sich insbesondere dort, wo sie von zentraler Bedeutung ist: in der Soziologie der Familie und der Sozialisation, nicht nur nach wie vor schwer, sondern sie ist in zunehmendem Maße in Gefahr, einem von ihr selbst wesentlich angestoßenen Zeitgeist anheimzufallen, in dem genau dieses Moment der nicht-rollenförmigen Sozialität zwischen der Totalität ganzer Menschen ideologisch und technokratisch getilgt wird.

Von Parsons übernehme ich deshalb zwar den Bestimmungsgrund der grenzenlosen, unrestringierten Beziehungsinhalte, aber nicht die bei ihm wie selbstverständlich mitlaufende Bestimmung, es handele sich bei den diffusen Sozialbeziehungen gleichwohl um Rollenbeziehungen.

Komplementär zu den diffusen Sozialbeziehungen tragen in spezifischen Sozialbeziehungen diejenigen die Beweislast, die den in den Rollendefinitionen spezifizierten Inhalten und Zuständigkeiten neue Themen hinzufügen wollen. Das gilt für alle Rollenbeziehungen, gleich welchen Typs.

Diffuse Sozialbeziehungen sind aufgrund ihrer die Modellierung von Rollenbeziehungen überschreitenden Strukturmerkmale zugleich Beziehungen, die dem Typus von Gemeinschaften und der Vergemeinschaftung entsprechen. Kontrastiv dazu entsprechen die spezifischen Sozialbeziehungen dem Sozialtypus der Gesellschaft und der Vergesellschaftung. Entsprechend können wir Gemeinschaften als soziale Kollektive von ganzen Menschen bestimmen, d.h. Kollektive, die nicht durch Beziehungen zwischen „Rollenträgern“ bestimmt sind.

11. Exkurs zum Gemeinschaftsbegriff

Eine Soziologie, die immer noch traditionell dem Rollenbegriff als konstitutionstheoretischer Zentralkategorie verhaftet bleibt, hat analog dazu auch Schwierigkeiten, an der kategorialen Differenz zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft festzuhalten, so wie etwa in der

Luhmann'schen Systemtheorie diese Differenz in der Konzeptualisierung von „kleinen sozialen Systemen“, gleich ob es sich um Familien oder zufällige Begegnungen handelt, untergeht. Aber Gemeinschaft und Gesellschaft liegen in dieser hier unterstellten Bestimmung nicht nur als basale kategoriale Verschiedenheit vor, sondern sie lassen sich nicht einmal auf derselben Ebene der Kategorisierung bzw. konstitutionstheoretischen Bestimmung als kategoriale Differenz zueinander in Beziehung setzen. Denn Gesellschaft stellt eine Realabstraktion von Gemeinschaft und nicht umgekehrt Gemeinschaft eine von Gesellschaft dar. Noch liegen beide als Differenz auf derselben Ebene der Klassifikation. Wo von Gesellschaft soziologisch die Rede sein kann, müssen das Strukturgebilde von Gemeinschaft und der Prozeß der Vergemeinschaftung immer schon analytisch vorausgesetzt werden. Deshalb ist es auch schwierig, einen gemeinsamen Oberbegriff für Gemeinschaft und Gesellschaft zu konstruieren. Allenfalls könnte er in dem der Sozialität oder eben – sehr blaß und umfangslogisch unscharf – in dem des Kollektivs gesehen werden.

Daraus folgt ein äußerst brisantes Argument gegen einen Begriff von Gesellschaftstheorie, wie er sowohl in der sogenannten „Kritischen Theorie“ wie in der Systemtheorie wie selbstverständlich unterstellt wird. Aber wenn „Gesellschaft“ als Realabstraktion von Gemeinschaft gelten muß und der analytische Begriff von „Gemeinschaft“ in die von uns allen umgangssprachlich geteilte Semantik so eingeht, daß wir unvermeidlich von einer Aktiengesellschaft an Stelle eine Aktiengemeinschaft sprechen und von einer Europäischen Gemeinschaft an Stelle einer Europäischen Gesellschaft, dann folgt die Rede von einer Gesellschaftstheorie einem hypostasierenden Begriff von Gesellschaft, wie er letztlich aus dem 19. Jahrhundert stammt mit seinen Analogien zu einer sozialen Physik oder der Gesellschaft als einem organischen Körper^{15 16}.

Gemeinschaften als Kollektive von ganzen Personen sind auch nicht einfach gleichzusetzen mit den „sozialen Netzwerken“ der Gegenwartssoziologie, sie sind geradezu das Gegenteil davon. In scharfer Differenz zur Mitgliedschaft in Gemeinschaften ist die Zugehörigkeit zu Netzwerken eine Funktion der rationalen Interessenverfolgung Einzelner. Netzwerke können sich zu Gesinnungs-Gemeinschaften transformieren, aber dann behalten sie dennoch ihren Ausgangscharakter der rationalen Koordination individueller Interessen im Hintergrund bei.

15 Selbst bei Durkheim schlägt sich das nieder, wenn er in seiner eigentlich als für eine exemplarische Konstitution des Gegenstandes der Soziologie stehenden Schrift „Le suicide“ die Familie und familienartigen Gebilde unter dem Begriff der „sociétés domestiques“ zusammenfaßt.

16 Diese Hypostasierung findet sich typisch in der Gegenüberstellung von Natur und Gesellschaft. Sie ist vor allem deshalb irreführend, weil z.B. alle sich sexuell reproduzierenden Gattungen allein schon deshalb gesellschaftlich leben, indem sie durch innerartliche Kommunikation die sexuelle Paarung regeln müssen und die Abgrenzung von Nahrungsrevieren zur Sicherung der materiellen Reproduktion. Entscheidend ist nicht der Gegensatz zwischen Natur und Gesellschaft, sondern zwischen Natur und Kultur, denn er bezieht sich darauf, ob diese innerartliche Kommunikation sprachlich vermittelt ist oder nicht.

Gemeinschaften und Vergemeinschaftungen lassen sich im Grunde nur auf drei analytischen Strukturebenen von „Gesellschaften“ (der traditionellen Redeweise folgend) identifizieren: Zum einen auf der Ebene „kleiner“, partikularistischer Gemeinschaften, fokussiert um die Strukturgesetzmäßigkeit der ödipalen Triade, die Funktionen und die Praxis der Sozialisation sowie der Sicherung der sozialen Existenz der ganzen Person. Zum anderen auf der (unterschiedlich aggregierten) Ebene von Herrschaft und Recht, auf der Ebene also, auf der man von politischer Vergemeinschaftung sprechen muß, so wie Max Weber es wie selbstverständlich in seiner Herrschaftssoziologie tut, und Hegel, wenn er von der Sittlichkeit in der Form der Staatlichkeit handelt. Es ist die Strukturierungsebene, auf der sich die Souveränität von Herrschaftsverbänden und der Gesetzgebung konstituiert. Auch hier erfüllt oder spielt der Mensch als Bürger oder Mitglied nicht Rollen, sondern ist er als ganzer Mensch gefordert¹⁷. Auf einer dritten Ebene schließlich, auf der eines „universe of discourse“ im Sinne von George Herbert Mead oder auch einer „community of scientists“ im Sinne von Peirce, liegt die – in sich abstrakte - Vergemeinschaftung im Sinne eines umfassenden Generationsvertrages der Menschheit und ihrer Geschichte. Hier geht es um die diskursive Einlösung von universellen Geltungsansprüchen der Prinzipien, Praktiken und Wissensbestände, auf die sich die Vergemeinschaftungen der beiden anderen Stufen wie selbstverständlich – stillschweigend oder auch explizit – berufen und die sie im Krisenfall als Begründungsbasis ihrer Praxis einerseits unterstellen, andererseits aber auch in ihrer je konkreten historischen Ausformulierung in Frage stellen können¹⁸. Es wäre vermessen, wollte man diese dritte Ebene reservieren für die differenzierten hoch arbeitsteiligen und verwissenschaftlichten Gesellschaften der Moderne, weil erst in ihnen explizit darüber reflektiert und mit ihrer Hilfe kritisch geurteilt werde. Schon immer, in der Menschheitsgeschichte von Anfang an, wird 1. das konkrete, entwickelte und strukturell seiner Potenz nach autonome Subjekt darauf verwiesen sein, im Schoße einer funktionierenden ödipalen Triade sozialisiert worden zu sein und im Schutze einer „kleinen“, partikularistischen Lebensgemeinschaft aufwachsen, leben und alt werden zu können, 2. aber in dieser Einbettung zugleich auf den Schutz und die Sicherung eines souverän über Gerechtigkeit befindenden Herrschaftsverbandes angewiesen sein, innerhalb dessen es als erwachsenes Mitglied komplementär zu den Schutzfunktionen, die es in seiner souveränen und solidarischen politischen Gemeinschaft genießt, Pflichten erfüllen muß, und 3. wird es

17 Instruktiv ist dafür aktuell der spontan, aber weitgehend begründungslos erfolgende Widerstand von Mitgliedern des EU-Parlamentes gegen den Plan der Regierung des EU-Mitgliedstaates Malta, eine maltesische Staatsbürgerschaft gewissermaßen wie eine Ware für 650 00 € auf einem internationalen Markt anzubieten.

18 Auf dieser Ebene wird die biologische Gattung Mensch auf die Ebene der universellen Sittlichkeit gehoben.

partizipieren **an** und verpflichtet sein **auf** jene Prinzipien, Weltbilder und Deutungen, die legitimatorisch wie selbstverständlich von den jeweiligen souveränen politischen Vergemeinschaftungen in Anspruch genommen werden.

Es ist nicht zufällig, daß diese **drei Stufen der Vergemeinschaftung ihre Parallele in den drei funktionalen Foki der Professionalisierung** haben¹⁹, sofern man darunter die Berufspraxen versteht, die es gemeinsam mit der stellvertretenden Krisenbewältigung auf der Grundlage methodisierten Wissens zu tun haben: 1. Der Fokus der Herstellung und Gewährleistung der somato-psycho-sozialen Integrität des Subjekts; also der gesamte Bereich von Therapie und Erziehung in der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses zwischen Experte und Klient. 2. Der Fokus der Herstellung und Gewährleistung von Gerechtigkeit, also der gesamte Bereich der institutionellen Rechtspflege, mit der professionellen Praxis des formalen, institutionell unabhängigen Verfahrens und 3. der Fokus der Herstellung und Gewährleistung der Geltung von Wissen und Praktiken, in der professionellen Praxis von methodisierter Wissenschaft und Kunst unter der Bedingung der ihre Autonomie sichernden Alimentierung durch den jeweiligen Herrschaftsverband.

12. Fortsetzung der Analyse der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade.

Wenn wir von der ödipalen Triade sprechen, dann übernehmen wir damit nur deskriptiv-terminologisch einen Begriff der Psychoanalyse, allerdings so, daß wir uns berechtigt sehen, damit soziologisch eine Ergänzung der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie in der folgenden Hinsicht zu liefern. Wir haben ja gesehen, inwiefern bei Freud in der von ihm entwickelten Theoriearchitektur eine Lücke bleibt, in der eine Erklärung für die soziale Konstitution der psychosexuellen Stufenbildung bis hin zur endgültigen erfolgreichen Synthesis des Primats der Genitalorganisation nach der abgeschlossenen Pubertät der Art fehlt, daß diese als Kulturleistung nicht nur auf den einmaligen Initialakt der Versittlichung der Urhorde zurückgeht, der dann in die hereditäre organische Sexualkonstitution absinkt,

19 Vgl. dazu ULRICH OEVERMANN (1996): [Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns](#). In: ARNO COMBE & WERNER HELSPER (Hrsg.) *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 70–182. ---- (1997): [Die Architektur einer revidierten Professionalisierungstheorie und die Professionalisierung rechtspflegerischen Handelns](#). In: ANDREAS WERNET (Hrsg.) *Professioneller Habitus im Recht: Untersuchungen zur Professionalisierungsbedürftigkeit der Strafrechtspflege und zum Professionshabitus von Strafverteidigern*. Berlin: Edition Sigma, S. 9–19; ----(2002): [Professionalisierungsbedürftigkeit und Professionalisiertheit pädagogischen Handelns](#). In: MARGRET KRAUL; WINFRIED MAROTZKI & CORNELIA SCHWEPPE (Hrsg.) *Biografie und Profession*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 19–63; ---- (2005): [Wissenschaft als Beruf - Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung](#). *Die Hochschule - Journal für Wissenschaft und Bildung*, Jg. 14, Heft 1, S. 15–49;

sondern in jeder Ontogenese von neuem jenseits der bewußtseinsfähigen Erziehungstentionen der Eltern geleistet werden muß. Diese soziale Konstitution sehen wir soziologisch im Operieren der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade, um die es hier geht. Sie fällt keineswegs mit der manifesten Erscheinung der Klein- oder Kernfamilie zusammen, sondern bezeichnet eine strukturgesetzliche Dynamik, die als solche universal ist und hinter der menschheitsgeschichtlichen Entwicklung steht, die zur manifesten Ausdifferenzierung der Kernfamilie zunehmend geführt hat. Aber wenn man die Frage stellt, ob die Kernfamilie universell ist, dann ist diese klar zu verneinen, wohingegen dieselbe Frage hinsichtlich der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade positiv zu beantworten ist.

Diese Strukturgesetzlichkeit soll hier in aller Kürze skizziert werden²⁰.

Das gemeinsame Strukturmerkmal aller drei Dyaden, aus denen die Triade besteht: daß es sich jeweils um diffuse Sozialbeziehungen handelt und dieses Strukturmerkmal streng genommen nur für diese drei Dyaden gilt, ist schon dargelegt worden. Diese Gemeinsamkeit läßt sich noch genauer bestimmen in vier weiteren Hinsichten:

1. Alle drei Dyaden beruhen wesentlich auf der Anerkennung der für sie konstitutiven Körper- bzw. Leibbasis. Das ist in der Gattenbeziehung die für sie konstitutive Sexualität und für die Eltern-Kind-Beziehung die Pflegebedürftigkeit des aufwachsenden Kindes in seinem extrauterinen Frühjahr, wie man diese früher bezeichnete.
2. Alle drei Dyaden sind dadurch gekennzeichnet, daß sie von ihrer Initialisierung an grundsätzlich unbefristet, gewissermaßen unkündbar sind. Zwar werden viele Ehen geschieden, mit der Modernisierung der Gesellschaft und dem angeblichen Funktionsverlust der Familie immer mehr, aber zum einen ist diese Zunahme der Scheidungsrate keinesfalls naiv als Indikator für eine Erosion der Gattenbeziehung als Strukturmodell zu werten, sondern eher als Zeichen dafür, daß die Ansprüche und Anforderungen, die dieses Modell an die Lebensführung der Beteiligten stellt, immer mehr verinnerlicht werden und in ihrer Geltung sich durchsetzen. Denn bevor man eine Scheidung als Scheitern der Gattenbeziehung als solche einschätzt, muß man vorausgehend davon ausgehen, daß die konkrete Gattenbeziehung an dem Strukturmodell gescheitert ist und dieses Scheitern um so wahrscheinlicher wird, je mehr dieses Strukturmodell an Geltungskraft in den innerpsychischen Dispositionen der beteiligten Subjekte annimmt. Die in der Familiensoziologie durchgehende Nicht-Beachtung dieser Differenz zwischen Falsifikation eines Strukturmodells als solchen und lebenspraktischer Falsifikation einer konkreten Gattenbeziehung am Strukturmodell kommt einem kruden Empirismus gleich.

²⁰ Ich habe sie an anderen Stellen verschiedentlich ausführlicher dargelegt. Vgl. dazu die Literaturangaben in Fußnote 6.

Zum anderen bleibt eine Scheidung selbst dann, wenn es für die psychische Gesundheit der Beteiligten die beste Lösung ist, dennoch ein lebenspraktisches Scheitern, während die Auflösung einer Vertragsbeziehung keinesfalls ein Scheitern bedeuten muß, sondern eine durchaus erfolgreiche Kooperation beenden kann. Außerdem kann man grundsätzlich eine Gattenbeziehung nicht mit einem Befristungsvorbehalt, gewissermaßen mit einer Experimentierklausel versehen, initiieren. Wo das versucht wird, ist sie schon zu Beginn gescheitert, weil ihre wesentlichen Geltungsvoraussetzungen darin negiert sind.

Bei Eltern-Kind-Beziehungen könnte man gegen dieses Strukturmerkmal einwenden, für den Bildungsprozeß des Subjekts sei gerade dessen Ablösung von den Eltern auf dem Wege zur Autonomie unabdingbar. Diese notwendige Ablösung bedeutet das Auflösen einer sozialen Abhängigkeit, aber eben gerade nicht eine Auflösung der inneren Bindung an die Eltern, die lebenslang bleibt im Sinne einer Erhaltung als „innere Objekte“. Diese innere Bindung wird normalerweise sofort wieder aktualisiert zu einer äußeren, sobald einer der beiden Beteiligten in der jeweiligen Dyade in seiner Autonomie und Zurechenbarkeit eingeschränkt wird.

3. In diesen Beziehungen herrscht eine Vertrauensbildung, die auf Vollzug und Bedingungslosigkeit beruht. Vertrauen wird genau dadurch hergestellt, daß es ohne explizite Bedingungen gewährt wird. In spezifischen, rollenförmigen Beziehungen dagegen bildet es sich dadurch, daß in den Rollendefinitionen spezifizierte Verpflichtungen auch eingehalten werden. Wenn in einer Gattenbeziehung einer der Partner z.B. sagen würde, „ich schlafe erst wieder mit Dir, wenn Du in den nächsten Tagen pünktlich den Müll wegbringst“, wäre die Beziehung schon zerstört.

4. In diesen Beziehungen besteht eine generalisierte, robuste affektive Bindung, die vergleichsweise krisenfest ist. Diese affektive Bindung allerdings unterscheidet sich, wie an späterer Stelle noch näher zu behandeln ist, in ihrer Qualität zwischen den beiden Typen von Dyaden sehr stark. In den Eltern-Kind-Beziehungen entspricht sie dem symbiotischen Typ. Am ehesten können wir hier auf Bowlbys Bindungstheorie zurückgehen. Sie gilt uns als die notwendige Ergänzung zur Freud'schen Triebtheorie, die gerade, weil sie vor allem am Triebbegriff orientiert war, wie er der Deutschen Physiologischen Schule letztlich geschuldet ist, die sich ihrerseits vor allem am Energieerhaltungssatz der Thermodynamik orientierte und von daher das Leben als Bindung von Energie interpretierte, zu einem Begriff des Triebobjekts zwingend gelangte, neben dem des Triebziels und der Triebquelle. Dieser am Triebobjekt abgelesene Objektbegriff verselbständigte sich in der Psychoanalyse und führte zu dem Kategorienfehler, gerade die „Objekte“, die, wie vor allem die Mutter, als ganze Personen in den drei Dyaden der ödipalen Triade im Zentrum stehen, in die Position der

„dritten Person“ im – deutschsprachigen – System der Personalpronomen zu rücken, in der die Sachen stehen, über die geredet, aber mit denen nicht geredet wird, und damit kategorial aus der Dialogizität der Beziehungen zwischen einer „ersten“ und einer „zweiten Person“ auszugrenzen bzw. diese gar nicht erst in den Theoriefokus einzubeziehen. Dadurch wird paradoxerweise die psychoanalytische Theorie, gerade weil sie von Anfang an auf die vom Bewußtsein des Subjekts nicht steuerbaren unbewußten Antriebskräfte des Lebens aus war, in das Fahrwasser der deutschsprachigen Bewußtseinsphilosophie mit ihrem dominanten Subjekt-Objekt Modell gebracht, das dann für alle späteren soziologischen Handlungstheorien Pate gestanden hat, die das immer schon konstituierte rational sprach- und handlungsfähige Subjekt als gegeben unterstellen und aus dessen Rationalitätsperspektive die Sphäre des sozialen Handelns entwickeln, in der die dünne Schicht der bewußtseinsfähigen Handlungsplanung im Mittelpunkt steht, die dann – wie bis heute in den „rational-choice“ Theorien – zu den eigentlich die soziale Wirklichkeit strukturierenden Schichten des vielfältigen, nicht nur psychoanalytisch gefaßten Unbewußten hin nicht durchstoßen werden kann. Aber diese Kopplung der Triebtheorie mit dem Erbe der deutschen Bewußtseinsphilosophie ist keineswegs zwingend und sie ist in sich überflüssig. Nichts steht dem entgegen, die „Objekte“, auf die sich Triebe neben ihren Zielen richten, gerade weil es sich um die zentralen ganzen Personen der ödipalen Triade handelt, in den Status der zweiten Person von Dialogpartnern kategorial zu stellen.

Dazu ist die Bowlbysche Theorie ein geeigneter Ansatz²¹. Man muß sich allerdings erinnern, daß den späteren 4 Modellen von Bindungstypen die grundlegende Theorie der angeborenen 5 sozialen Reflexe voranging: Lächeln, Saugen, Blick Verfolgen, Klammern und Schreien. Diese sind kategorial verschieden von den Trieben ähnlichen physiologischen Bedürfnissen, die externer Objekte bedürfen, um befriedigt zu werden, während diese „sozialen Instinkte“

21 Allerdings sollten die folgenden Einschränkungen und Erläuterungen zugleich hinzugefügt werden. 1. Bowlbys Bindungstheorie betrifft ausschließlich die Mutter-Kind-Beziehung vom symbiotischen Typ und damit diejenige Dyade der ödipalen Triade, die als Kultur ihrem natürlichen Vorläufer, der Sozialbiologie der Brutpflege, am nächsten liegt. Ihre Anwendung auf die Vater-Kind-Beziehung wirft schon Probleme auf und auf die Gattenbeziehung läßt sie sich erst gar nicht anwenden. 2. Warum es damals in London zu einem dramatischen Konflikt zwischen der in sich schon zwischen Anna Freud und Melanie Klein zerstrittenen kideranalytischen Position einerseits und der von Bowlby kommen mußte, ist für mich aus heutiger Sicht nur schwer nachzuvollziehen. Denn daß die Position von Bowlby zu einer Verwässerung der Triebtheorie führen mußte, ist keineswegs zwingend. Sie kann ganz schlicht als die notwendige Ergänzung einer Entwicklungstheorie genommen werden, in der die Triebtheorie ihren vollen, von Freud vorgesehenen Platz behält. 3. In der gegenwärtigen deutschen Rezeption allerdings dient die Bindungstheorie in zunehmendem Maße ideologisch der Rechtfertigung eines letztlich politisch motivierten Programms der Fremdbetreuung von Kleinkindern. Sie wird beschwichtigend zur Positivierung der Position von „Fremdbetreuerinnen“ eingesetzt, ohne daß dabei a) gefragt wird, inwieweit neben der Mutterbindung bzw. der Bindung an eine primäre mütterliche Position weitere Bindungen für das Kind hinzutreten können, ohne daß dabei die primäre Bindung strukturell dementiert wird, und b) die mütterliche Bindung, die schließlich ihren wesentlichen Anfang in der Schwangerschaft hat, noch hinreichend ernst genommen wird. Sozialität und Leiblichkeit werden nicht mehr in ein Bedingungsverhältnis gestellt, sondern konstruktivistisch auseinanderdividiert.

sich ausschließlich a) auf Exemplare derselben Gattung richten und b) nicht durch Inkorporation befriedigt werden, sondern durch Betätigung. So lehnt sich zwar das Saugen an das Nahrungsbedürfnis an, aber seine Befriedigung fällt keineswegs mit der Befriedigung des Nahrungsbedürfnis zusammen. Bei der Flaschenernährung kann das zum Problem werden, wenn nämlich ängstliche Mütter das Loch im Schnuller zu groß machen, was dann dazu führt, daß die Säuglinge zu viel Nahrung aufnehmen, weil der Saugreflex noch nicht befriedigt ist, während der Hunger schon lange gestillt ist. Diese sozialen Reflexe stiften also von Anfang die soziale Beziehung zwischen dem Neugeborenen und den Eltern, vor allem der Mutter, und erfüllen material vollkommen das Modell diffuser Sozialbeziehungen - ja, man könnte sogar behaupten, daß sie die Funktion erfüllen, die Dialogizität der diffusen Sozialbeziehung, die in der Symbiose der Schwangerschaft physiologisch-anatomisch für das neue Leben gesichert ist, unmittelbar nach der Geburt in einem anderen -psycho-sozialen - Modus bruchlos fortzusetzen.

Für die Gattenbeziehung fehlt uns ein entsprechendes Bindungsmodell. Wir glauben alltagspraktisch hinreichend zu wissen, worin das besteht: in sexueller und erotischer Attraktion. Was auch immer das im Einzelnen sein mag, es trifft sicherlich eine notwendige Bedingung, aber keine hinreichende. Wie wenig wir soziologisch über die für die moderne Paarbeziehung notwendige Bindekraft wissen, mag man sich an der folgenden Frage klar machen. Die Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin werfen die Frage danach auf, wer in ihr der Patient ist. Äußerlich ist das zwar in der Regel jeweils die Frau, weil meistens sie konkret behandelt wird, aber in Wirklichkeit ist es das Paar, denn anders würde man von vornherein unterstellen, die Frau habe das individuelle, quasi monologische Bedürfnis nach einem Kind in der Weise, daß der Erzeuger dazu nur der Spermienlieferant, also das Mittel zum Zweck sei, womit dann die Gattenbeziehung von vornherein ausgeschlossen wäre. Solange sie aber als solche im Spiel bleiben soll, kann nur das Paar als ganzes der Patient der Reproduktionsmedizin sein.

Das wirft als Folgefrage auf, was den Kinderwunsch generiert und für ihn konstitutiv ist. Ganz im Sinne der Hegelschen Real-Dialektik kann man einfach antezipieren, daß dann, wenn die Gattenbeziehung als Manifestation der Geschlechterspannung eine Vereinigung von These und Antithese ist, der Nachwuchs die daraus resultierende Synthese darstellt. Entsprechend diesem einfachen Denkmodell wäre dann diese Paarbeziehung unter der Bedingung ihrer Erfüllung im Moment der Synthesis die Quelle des Kinderwunsches. Das müßte im Zentrum einer für die Gattenbeziehung spezifischen Bindungstheorie stehen. Und

das müßte auch im Zentrum der Erforschung der spezifischen Affektlage und -logik stehen, aus der heraus der Kinderwunsch entsteht.

Wie robust die affektiven Bindungen in der Eltern-Kind-Beziehung sind, kann man exemplarisch an dem folgenden Problem ablesen. Zu den schlimmsten Traumatisierungen für Kinder gehört sicherlich der sexuelle Mißbrauch durch die eigenen Eltern. Von daher müßte man erwarten, daß sich die mißbrauchten Kinder von ihren mißbrauchenden Eltern abwenden. Bei ihren psychotherapeutischen Behandlungen erweist sich aber als besondere Schwierigkeit, daß der notwendigen Einsicht in die Täterpraxis der Eltern die Bindung an sie entgegensteht.

Alle vier Strukturmerkmale wirken zusammen zu dem, was man die Nichtsubstituierbarkeit des Personals in den drei Dyaden nennen könnte, also gerade das Gegenteil von dem, was für rollenförmige Sozialbeziehungen konstitutiv ist. Damit ist zugleich das Hauptproblem von unvollständigen Familien bezeichnet. Das Phänomen von sogenannten „patch-work“-Familien wird heutzutage gerade auch von Sozialwissenschaftlern häufig als Indikator für das „Auslaufen“ der Kleinfamilie als gültigen lebenspraktischen Modells interpretiert. Mindestens ebenso gut kann man daran aber das Gegenteil ablesen: nämlich die Überlebenskraft von einmal eingegangenen Bindungen einer ödipalen Triade im Falle eines partiellen Scheiterns einer Gattenbeziehung. Auch die Rede von unvollständigen Familien enthält häufig einen Kategorienfehler, denn dieser Begriff trifft nur auf ödipale Triaden zu, also nur auf die Fälle, in denen die Zeugung von Nachwuchs als zentrale Strukturbedingung in irgendeiner Weise erfüllt ist. Es ist geradezu blasphemisch, Fälle, in denen ein Paar bewußt keinen Nachwuchs will und ihn aktiv zu vermeiden trachtet, als unvollständige Familien zu bezeichnen – blasphemisch, weil darin Kinder fehlen.

13. Die strukturelle Ambiguität von Liebe – Eltern-Kind-Liebe und Gattenliebe.

In einem nächsten Schritt der Bestimmung der ödipalen Triade ist dann auf der Folie des eben herausgestellten gemeinsamen strukturellen Alleinstellungsmerkmals der drei Dyaden und von deren darin enthaltener strukturellen Gemeinsamkeit deren radikale Differenz zu beachten, die uns in unserem Alltag so geläufig ist, daß wir sie als auffälligen Kontrast zu jener Gemeinsamkeit gar nicht bemerken. Jener strukturellen Gemeinsamkeit entspricht es, daß wir das vorherrschende affektive Bindemittel in allen drei Dyaden als Liebe bezeichnen, obwohl wir wissen, daß die Liebe in der Gattenbeziehung in ihrem Kern von der nicht nur

gemeinsam geteilten, sondern nur gemeinsam vollziehbaren Sexualität lebt, wohingegen die sexualisierte Liebe in den Eltern-Kind-Beziehungen aufgrund des Inzestverbots strengstens geächtet ist und verboten. Deshalb ist der umgangssprachliche Begriff „Liebe“ für eine familiensoziologische Theoriebildung auch gänzlich ungeeignet. Würden wir ihn verwenden, dann müßten wir ihn, um fatale Mehrdeutigkeiten zu vermeiden, immer mit einem Strukturindex versehen, der erkennen läßt, ob von der Liebe in Eltern-Kind-Beziehungen oder der Liebe in Gattenbeziehungen die Rede ist²². Dahinter verbirgt sich ein strukturelle Ambiguität, die zu beherrschen im Sozialisationsprozeß zentral wird.

Freuds Theorie der psychosexuellen Entwicklung hat den Blick auf die daraus sich ergebenden Strukturprobleme für uns geöffnet. Aus soziologischer Sicht kann man mit Bezug darauf ein wesentliches Problem der Sozialisation bis zur Vollendung der Pubertät aus der Perspektive des Kindes in der folgenden Weise verdichten: Wie gelingt es dem Kind, diese zentrale Differenz der Liebe in der Beziehung zu seinen Eltern zur Liebe in der Gattenbeziehung, die ihm sozial versperrt ist und die, was noch wichtiger ist, wirklich erfahrbar erst mit aller dazu gehörigen Krisenhaftigkeit durch das Geschehen der Pubertät wird²³, stabil zu realisieren und sich gültig anzueignen? Damit diese Erfahrbarkeit auf der Ebene der Sinn-Interpretation hinreichend vorbereitet ist, muß das Kind vor dieser sinnlichen Erfahrbarkeit²⁴ schon eine symbolische Vertrautheit mit dieser entscheidenden Affektdifferenz im menschlichen Leben erreicht haben. Wie soll es das leisten können, wenn diese Affekte in ihrer Sozio-Logik so weit auseinanderliegen, aber im Alltag der ödipalen Triade, in der es aufwächst, ständig mit aller ihrer Macht sinnlich präsent sind. Ohne Sprache als dem Medium der Konstruktion hypothetischer Welten wäre das gänzlich undenkbar. Die Insuffizienzen in der verlässlichen Beherrschung dieser Differenz und der mit ihr verbundenen Ambiguität liegen den verschiedenen Formen des sexuellen Mißbrauchs von

22 Diese im Inzest-Tabu fixierte und strukturell markierte, für die humane Sozialität entscheidende Differenz ist in Luhmanns Buch mit dem einschlägigen Titel „Liebe und Passion“ viel zu wenig beachtet.

23 Hier wäre zu vermerken, daß sich mit der Adoleszenzkrisebewältigung in modernen, hoch arbeitsteiligen Gesellschaften gewöhnlich nach der Pubertät die folgende Stufenbildung verbindet. Nach Eintreten der Geschlechtsreife geht es in der Praktizierung von sexuellen Beziehungen zunächst fast ausschließlich um die komplizierte „Einübung“ entsprechender Praktiken und vor allem eines entsprechenden Diskurses. Erst wenn dafür hinreichend Zeit und Erfahrungsstrecke zur Verfügung stand, kann sich der Übergang zur nächsten Stufe vollziehen, auf der jetzt als wesentliche Thematik hinzutritt, inwieweit diese sexuellen Beziehungen sich auch für die Gründung einer Familie eignen. Erst dann tritt die objektive Struktur und Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade unverkürzt in die Lebenspraxis des Nachwuchses ein, so daß Wissen **von** und Erfahrung **der** ödipalen Triade vollständig zur Deckung kommen können, wenn es gut geht.

24 Man beachte die einem „Gegensinn der Urworte“ (Freud) entsprechende Gegenläufigkeit in den Begriffen vom „objektiven Sinn“, der durch Regeln erzeugt und als bloß abstrakter nur gelesen werden kann, und von „sinnlicher Präsenz“, die nur sinnlich-konkret erfahren und wahrgenommen werden kann.

Kindern durch Erwachsene zugrunde bzw. sind wesentlich daran beteiligt²⁵. Das läßt sich exemplarisch mit dem folgenden Argument veranschaulichen. Wenn die vorpubertäre Tochter vor dem Einschlafen oder am Morgen zum Vater ins Bett steigt, um mit ihm zu kuscheln, dann muß sich dieser darin sicher sein, nicht mit einer Erektion zu reagieren. Andernfalls muß er dieses zärtliche Beisammensein vermeiden. Dann aber würde der Tochter ein Stück der für ihre Sozialisation wichtigen Intimität in der Eltern-Kind-Beziehung vorenthalten, damit der notwendigen Differenzierung zwischen den beiden Dyaden-Typen genüge getan wird.

Von hierher muß man auch eine Klärung der psychoanalytischen These vom Ödipus-Komplex vornehmen, die wahrscheinlich für viele Psychoanalytiker strittig sein wird und verworfen wird. Solange das aufwachsende Kind jene Differenz noch nicht wirklich stabil verinnerlicht und zudem vollständig erfahrungsgestützt sich angeeignet hat, wird man davon ausgehen müssen, daß der vorpubertäre Knabe nicht wirklich realisieren kann, was es heißt, mit der Mutter schlafen zu wollen und auf diesem Hintergrund den Tod des Vaters als Konkurrenten ernsthaft herbeiführen zu wollen. Und das vorpubertäre Mädchen, das sich nach Freud in der phallischen Phase als schon kastriert interpretieren muß, wird nicht wirklich ernsthaft dem Vater als weibliches Sexualobjekt sich anbieten und von ihm ein Kind haben wollen. Viel mehr werden entsprechende, im Ödipus-Komplex thematische Orientierungen, die schon vor der Pubertät mit der Einleitung der Latenz-Phase durch erfolgreiche Verdrängung²⁶ untergehen, immer verknüpft sein mit einer Vermischung der Affekte aus den beiden Dyaden-Typen von Eltern-Kind-Beziehung und Gattenbeziehung. Erst wenn später, in der zweiten Zeit der Sexualentwicklung diese Affekte klar als konträr und dynamisch gegeneinanderlaufend erfahren werden und entsprechend auch auf der Ebene des Wissens auseinandergehalten werden können, wird nachträglich²⁷ dem sich bildenden Subjekt klar, was es in seiner Kindheit alles durcheinander gebracht hat. Daraus entsteht dann ein Schuldbewußtsein, das, wenn es nicht offen bearbeitet werden kann, nachträglich zu einem Trauma mit entsprechenden Verdrängungsfolgen werden kann. Aber das erhebliche aus dieser Ambiguität der psychosexuellen Entwicklung resultierende Strukturproblem gilt universell und muß in allen Sozialisationsprozessen als Krise bewältigt werden.

25 Vgl. dazu meinen Aufsatz [\(2010\): Sexueller Missbrauch in Erziehungsanstalten. Zu den Ursachen. Merkur. Jg. 64, Heft 734, S. 571–581.](#)

26 Daß die Verdrängung nicht ausschließlich als pathogener Abwehrmechanismus bei Freud thematisch ist, sondern auch – wie hier – als für die Normalentwicklung konstitutiv auftreten kann, ist zugleich Ausdruck davon, daß Freud, indem er sich als Empiriker strikt an die Fragen der Aufklärung psychopathologischer Erscheinungen hält, es gar nicht vermeiden kann und will, die konstitutionslogischen Voraussetzungen eines immer nur als Idealtypus zu begreifenden Strukturmodells von Normalität zur Geltung bringt.

27 Man muß sich hier erinnern, daß das Moment der Nachträglichkeit in Freuds Überlegungen zur psychosexuellen Entwicklung und zur Traumbildung schon immer eine große Rolle gespielt hat.

Auch Freud muß dieses Argument letztlich klar gewesen sein, denn sonst hätte er den Ödipus-Mythos nicht zur Chiffrierung dieses Entwicklungsproblems wählen können. Er kannte sich ja in der griechischen Mythologie bestens aus. Und in ihr ist ja entscheidend, daß Ödipus seinen Vater Lajos gerade deshalb erschlägt und daraufhin, nach der Erlösung Thebens aufgrund des erfolgreichen Lösens des von der Sphynx aufgegebenen Rätsels dort nun als König eingesetzt, deshalb mit seiner Mutter Jokaste, jetzt Witwe des toten Vorgänger-Königs Lajos, schläft, weil er, nachdem er von diesen seinen leiblichen Eltern ursprünglich als durch einen Klumpfuß stigmatisiertes Kind, von dem Teresias, der Seher, diese schreckliche Tat prophezeit hat, ausgesetzt wurde und von einfachen Hirten, die seine königliche Abkunft erahnten, einem Königspaar eines anderen Stadtstaates als Pflegeeltern übergeben wurde und ihm als postpubertärem Jüngling dann vom Orakel von Delphi die beiden Untaten ebenfalls prophezeit wurden, dieser Untaten um keinen Preis schuldig werden wollte und nach dem Orakel sofort seine Pflegeeltern verließ, die er irrtümlich für seine leiblichen Eltern hielt. Erst dadurch wurde für das Schicksal der Weg frei, Ödipus ohne sein Wissen zum Täter des Vaternordes und der Inzest-Tabu-Durchbrechung objektiv zu machen. Das Entscheidende an der Logik des Mythos ist also die kategoriale Differenz und der Gegensatz zwischen einer objektiven Schuld und einem subjektiven sittlichen Wollen, das genau im Gegenteil diese Schuld vermeiden will, so daß sie subjektiv auch gar nicht zurechenbar ist. Aber das schützt eben Ödipus nicht vor dem Verhängnis, so daß als entscheidende Frage bleibt: warum er dennoch, obwohl er subjektiv nicht schuldig geworden ist, sondern gerade umgekehrt diese Schuld unbedingt vermeiden wollte und gerade dadurch tragischerweise die objektive Schuld erst herbeiführte, diese nachträglich übernehmen mußte. Ich beantworte diese Frage mit dem Argument, daß es letztlich die Kontinuität und Identität des Leibes ist, an dem sich dieses Geschehen vollzieht, die die nachträgliche Übernahme der objektiven Schuld unentrinnbar macht. Es steckt darin die Chiffrierung einer Schuld, die im Sinne des Hegelschen Modells der für den Übergang von der Natur zur Kultur konstitutiven Entzweiung den Sozialisationsprozeß universell prägt und strukturiert²⁸. Im Mythos bedeutet die Übernahme der Schuld ganz handfest, nachdem sie ihm durch den Seher Teresias, diesem ersten Psychoanalytiker der Menschheitsgeschichte, Stück für Stück klar gemacht wurde, die Hinnahme der Blendung als Strafe und die Annahme des Schicksals, als Geblendeter in eine offene, ungewisse Zukunft gehen zu müssen. Der Leib, dessen Kontinuität und Identität diese

28 Bezogen darauf ist der Marx'sche Begriff von Entfremdung, weil diese als gesellschaftlich bedingt interpretiert wird und von daher als prinzipiell durch eine gesellschaftliche Entwicklung auf eine Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise hin auch abschaffbar, eine flache Variante der Hegelschen Dialektik und alles andere als eine materialistische Wendung des angeblichen Hegelschen Idealismus.

Entzweiung erzwingt, ist genau die Instanz, an der sich der Wandel der Erfahrung der kategorial gegenläufigen Logik der Affekte von Eltern-Kind- und Gatten-Liebe material vollzieht. Zugleich ist der Leib der Sitz der Dynamik der Antriebsbasis und erster Inhaber jener Positionalität, über der sich die künftige Subjektivität erheben wird.

Es muß dieser Zusammenhang eines der Hegelschen Entzweiung gleichkommenden tragischen Schicksals gewesen sein, der Freud den Ödipus-Mythos als Chiffrierung seiner in den Behandlungen gewonnenen Einsicht in die psychosexuelle Entwicklung hat wählen lassen. Unsere Interpretation des Ödipus-Mythos entspricht ja genau unserer These von der Nachträglichkeit des Schuldig-Werdens in der vollendeten Pubertät. Erst wenn der Affekt der Gattenliebe sinnlich erfahrbar geworden ist, geht dem Adoleszenten das Licht auf, daß er vor seiner Pubertät in struktureller Naivetät objektiv schuldig geworden ist, aber diese objektive Schuld nicht von sich weisen kann, ohne seinen Leib – und damit sich selbst – zu verleugnen. Analog dazu wird Ödipus von Teresias sukzessive ein Licht darauf angesteckt, daß es seine leiblichen Eltern waren, an denen er sich objektiv versündigt hat, obwohl er subjektiv, mit Erreichen der Pubertät, genau das vermeiden wollte. Ödipus im Mythos begibt sich auf den Weg der ungewollten Tat, nachdem ihm das Orakel von Delphi einen unbewußten Wunsch angekündigt hat. Vergleichbar dem dem Tabu zugrundeliegenden Inzestwunsch schreckt Ödipus vor dieser Prophezeiung so stark zurück, daß er sich von seinen als leiblich angenommenen Eltern vorsorglich ablöst, also subjektiv diesen unbewußten Wunsch untergehen läßt. Aber die Realität des Unbewußten bleibt unerbittlich als objektives Schicksal bestehen in Gestalt der wirklichen leiblichen Eltern, die – auch dies ein Stück des Untergangs des Ödipus-Komplexes – bewußt als solche nicht – mehr – erkannt werden, weil sie, wie für Ödipus im Mythos, der infantilen Amnesie anheim gefallen sind. Der ganze Ödipus-Mythos dreht sich also im Kern um die Schwierigkeit des Erkennens des Unterschiedes zwischen den Empfindungen und Affekten, die der Eltern-Kind-Beziehung gemäß sind und die – gegenläufig dazu – zur Gattenbeziehung gehören. Die initiale Aussetzung des Knaben durch die leiblichen Eltern vertritt die Schwelle zum elterlichen Schlafzimmer, die symbolisch gesehen in der ödipalen Triade nicht überschritten werden darf. Die dann illusionistisch als leibliche imaginierten Pflegeeltern, gewissermaßen die imaginierten besseren Eltern in Freuds Modell vom infantilen Familienroman, sind die bewußtseinsfähigen Agenten der Wissensbildung in der Latenz-Phase, aber im Unbewußten hinterlassen sie doch Zweifel im Sinne des nachträglichen Erforschens der Differenz darüber, wer sie wirklich sind, sonst wäre Ödipus nicht zum Orakel von Delphi gepilgert, um sich Gewißheit zu verschaffen. - Erst in dieser Verbindung des Nachträglichkeitsargumentes mit der These der Zweizeitigkeit der

psychosexuellen Entwicklung wird der Untergang des Ödipus-Komplexes als die andere Seite der Medaille der Verinnerlichung des Inzest-Tabus und des dazu komplementären Wunsches nach einer Gattenbeziehung „schlüssig“ und die Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade in der Heptade ruhelos weiter getrieben in die nächste Generation.

14. Die Konfliktdynamik in der ödipalen Triade

Nach dieser Klärung der Differenzbildung können wir in einem weiteren Schritt die für die Triade als Zusammenfügung von drei Dyaden und zwei strukturell gegensätzlichen Dyadentypen entscheidende, grundsätzlich nicht still stellbare Dynamik beleuchten. Für jede Dyade gilt nämlich gemeinsam aufgrund der schon ausgeführten Strukturmerkmale diffuser Sozialbeziehungen, daß die beiden in ihr verbundenen Personen aufeinander einen Ausschließlichkeitsanspruch erheben, der jeweils den Partner als den thematisiert, der für niemand anderen dieselbe Bedeutsamkeit haben kann und darf, wie für einen selbst, und der vice versa einen selbst auch als den erscheinen läßt, der für niemand anderen da ist als für das Gegenüber. Aber in der Triaden-Zusammenfügung muß dieser Anspruch permanent verletzt werden, denn permanent muß jede der drei beteiligten Personen jeden Dyaden-Partner mit einem dritten teilen bzw. selbst einen Dritten zulassen, der denselben Anspruch an einen erheben kann wie der jeweils aktuelle Partner einer Dyade. Hier kommt nun aus der Sicht des Kindes als Ego wiederum die eigentümliche Dialektik davon ins Spiel, daß die Eltern zugleich Gatten sind. Denn daraus erwächst die Folge, daß das Kind aus einer Dyade grundsätzlich ausgeschlossen ist und damit auch aus einem der beiden Dyadentypen, während die Eltern in beiden Typen „praktizieren“.

Aus der Sicht des kindlichen Ego entstehen aufgrund des Ausschließlichkeitsanspruchs drei aufeinander nicht reduzierbare Konflikte. Zum ersten muß es jeden Elternteil mit einem zweiten teilen, weil der mit dem ersten zugleich in der Gattenbeziehung unauflöslich verbunden ist. Daraus ergibt sich ein permanentes Konkurrenzproblem, das nur dadurch aufgehoben werden könnte, daß aus der Sicht des Kindes die beiden Eltern als gleichermaßen zuwendend erschienen, was aber nur ohne andere Konflikte funktionieren könnte, wenn das Kind die zwischen den Eltern bestehende Gattenbeziehung als maßgeblich akzeptieren könnte. Dagegen spricht aber dynamisch, daß das Kind, wenn es die Gattenbeziehung als solche anerkennt, zugleich anerkennen muß, daß es aus ihr ausgeschlossen ist. Zum zweiten also muß das Kind die Konfrontation mit der Realität hinnehmen, daß beide Eltern gleichzeitig einen Ausschließlichkeitsanspruch auf es selbst erheben, den es jeweils mit dem

anderen so austarieren muß, daß es dessen Zuwendung nicht grundsätzlich in Frage stellt. Bei diesen ersten beiden Konfliktkonstellationen geht es jeweils darum, daß durch den Ausschließlichkeitsanspruch einer Eltern-Kind-Dyade der andere Elternteil zur Störquelle wird. Dramatisch und ganz anders wird es nun in der dritten Konfliktkonstellation, in der das Kind den wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruch ertragen muß, den die Eltern als Gatten in ihrer Gattenbeziehung aufeinander erheben. Dieser ist deshalb dramatisch, weil er dazu führt, daß das Kind aus einer Beziehung ausgeschlossen wird, was allein schon deshalb gravierend ist, weil doch die beiden daran Beteiligten als Eltern präbendieren und bedeuten, glaubwürdig an einer Ausschließlichkeitsdyade mit Ego beteiligt zu sein und nun diese geliebten Eltern aus Gründen ihrer wechselseitigen Gattenliebe einen aussperren, also „brutal“ abweisen. Das ist aber vor allem deshalb so einschneidend, weil das grundsätzlich den Ausschluß aus einem Dyaden-Typ bedeutet.

Die Gattenbeziehung wird dadurch zu dem großen Unbekannten in der extremen Nähe der ödipalen Triade. Offensichtlich passieren darin Dinge, die man als Kind nur ahnen kann, die zugleich etwas Großartiges und etwas Unheimliches bedeuten müssen, das einem vorenthalten wird. Es ist etwas, das für das Ego des Kindes zugleich eine extreme Abweisung und eine extreme Attraktivität ausüben muß. Daraus ergibt sich eine komplexe Dynamik, die nur dadurch zumindest partiell still stellbar ist, daß man selbst in den Stand versetzt wird, in eine solche geheimnisvolle Beziehung aufgenommen zu werden. Aber das ist nur möglich, wenn man sich von den Eltern im Sinne des Inzest-Verbotes endgültig löst und realisiert, daß man in einer Gattenbeziehung nur mit ganz anderen Menschen außerhalb der ödipalen Triade, der man als Kind angehört, und nur unter der Bedingung der vollständigen Ablösung von den Eltern leben kann. Man muß also die geliebten Eltern verlassen und aufgeben, um als Gatte leben zu können und auf dieser Grundlage selbst zu einem Eltern für die nächste, die dritte Generation, zu werden. Vermittelt über die Gatten-Beziehung der Eltern entfaltet also die ödipale Triade eine starke Dynamik, in deren Sog das Kind erwachsen werden muß und will. Diese Dynamik bezieht ihre Stärke in der ödipalen Triade aus der Lebendigkeit der Gattenbeziehung der Eltern, die ihrerseits wesentlich davon abhängig ist, daß sie jeweils der latenten Feindschaft zwischen zwei Abstammungslinien bzw. den zwei ödipalen Triaden erfolgreich abgerungen ist, aus denen die beiden Eltern stammen. Diese Dynamik setzt sich fort in dem paradoxalen Zusammenhang, daß genau in dem Maße, in dem diese lebendige Gattenbeziehung sie entfaltet, also die Attraktivität dieser Beziehung für das Kind steigert und darin zugleich eine Erfüllung in der Realisierung des Kindeswunsches erhält, sie zum erfolgreichen Verlöschen der Aktualität der ödipalen Triade beiträgt. Daraus resultiert

ebenfalls der paradoxe Zusammenhang, daß eine Ablösung aus einer diffusen Sozialbeziehung in dem Maße gelingt, in dem sie ursprünglich erfüllt war.

Die nachträglich zu übernehmende Schuld setzt sich auch darin fort, daß der nach der Adoleszenzkrise bewältigt sich von seiner Herkunftsfamilie ablösende junge Erwachsene durch die Trauer der Ablösung hindurchgehen muß und hinnehmen muß, daß er die Eltern alleine läßt, obwohl er ihnen doch zu danken hat. Daß er das, was die Eltern für ihn getan haben, nicht entgelten kann, muß er stattdessen in seinem eigenen Eltern-Sein gegenüber seinen Kindern ableisten. Daraus ergibt sich die Logik des Generationenvertrages, die in der grundlegenden Asymmetrie besteht, daß die Bilanz zwischen Geben und Nehmen im Gegensatz zur Tauschlogik des Marktes nie ausgeglichen ist. Die nehmende jüngere Generation ist Schuldner und wenn sie in ihrem Stand als Eltern die Schuld scheinbar abtragen, werden sie sofort zu Gläubigern gegenüber ihren eigenen Kindern.

Diese Asymmetrie beherrschte schon die Logik des zwischen Abstammungslinien reziproken Frauentausches. Dort war auch, selbst beim Ringtausch, die Bilanz nie ausgeglichen, wie sie es in sich fiktional in der Marktwirtschaft am Ende eines Geschäftsjahres ist. Die nehmende Linie wurde zum Schuldner und im Gegenzug des Gebens in der nächsten Generation zum Gläubiger und so immer fort.

Man sieht in dieser Interpretation der Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade auch, daß die Erfahrung der Gattenliebe für das Kind nur gewissermaßen abstrakt von außen, als etwas, was mit anderen passiert und in einer Beziehung, aus der man ausgeschlossen ist, gelesen werden kann. Es ist eine Erfahrung aus der ersten Zeit der psychosexuellen Entwicklung und sie bleibt gewissermaßen präparatorisch, ein sinnlogischer, hypothetischer Vorgriff auf das, was sich erst in der zweiten Zeit zum Erfahrungsinhalt schließt.

15. Die Erweiterung der ödipalen Triade zur Heptade

Die Asymmetrie in der Logik des Generationenvertrages bringt uns zu einem letzten, vierten Schritt in der Ausführung der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade. Denn diese selbst ist als Strukturgebilde, aus dem neues biologisches und soziokulturelles Leben, also gelungene Sozialisation, resultiert, noch nicht vollständig und selbst-genügsam. Damit die Eltern eines kindlichen Ego Gatten werden konnten, mußten sie selbst in ihrer eigenen ödipalen Triade erfolgreich sozialisiert worden sein. Wenn man also die ganze „Geschichte“ der Erzeugung von Ego vor sich bringen will, muß man diese beiden ödipalen Triaden der Eltern einbeziehen als konstitutive Komponenten eines vollständigen Generierungsprozesses. Dann hat man eine

Heptade vor sich, die aus 7 Personen besteht: 4 Großeltern, 2 Eltern und einem Ego, aus drei Generationen und aus drei ödipalen Triaden, die ihrerseits jeweils aus drei Elementen bestehen²⁹ Das Gebilde der Heptade ist tatsächlich in einem basalen Sinne selbstgenügsam in seiner Fähigkeit der sozialisatorischen Reproduktion.

Tatsächlich spielen darin die Großeltern für die Sozialisation von Ego in der dritten Generation eine tragende Rolle. Das beginnt – wie immer – bei den Müttern, hier also den Großmüttern. Daß deren Leben als Großmütter ein eigenlogischer Lebensabschnitt ist, beginnt schon auf der Ebene des biologischen Substrats. Denn im Unterschied zu fast allen anderen Säugetiergattungen, mit Ausnahme einiger Primaten, lebt bei den Menschen das weibliche Tier bzw. die Frau nach der Menopause, also dem Erlöschen der Gebärfähigkeit, eine lange, inzwischen sogar sehr lange Lebensstrecke weiter, so daß das Leben einer Frau biologisch aus drei deutlich markierten Abschnitten besteht. Bei den anderen Säugetieren fällt die offenbar angeboren vorprogrammierte Zahl der produzierbaren Eizellen und die darin enthaltene Zeit mit der Strecke des ganzen geschlechtsreifen Lebens weitgehend zusammen. Dieses dritte Leben steht den Frauen für ihre soziale Funktion als Großmütter zur Verfügung. Das ist für das Gelingen des Sozialisationsprozesses von Ego zugleich eine große Chance, aber auch, wie immer im Leben den Chancen Risiken korrespondieren, eine Gefahrenquelle. Denn die Großmütter sind nicht nur eine große Hilfsquelle in der Bewältigung des Alltags, auch nicht nur eine Quelle von Erfahrungen, sondern sie sind, wenn es gut geht, vor allem eine dynamische Korrektur- und Ausgleichsinstanz. In ihrer Anwesenheit kann nämlich Ego seine eigenen Eltern als Kinder ihrer Eltern erfahren und damit auch, daß einerseits die Eltern für sich das Recht in Anspruch nehmen können und müssen, die letzte Verantwortung für das Gelingen der Sozialisation zu tragen, andererseits aber der damit einhergehende Autoritätsanspruch auch in der Unvollkommenheit, die sichtbar wird darin, daß auch die Eltern Kinder waren und latent noch sind, sich relativiert. Akute Konflikte zwischen Ego und den Eltern können von den Großeltern so abgemildert werden, daß ihnen die zerstörerische Spitze genommen wird. Was hier für die Großmütter gilt, das überträgt sich automatisch auch auf die Großväter in dem Maße, in dem die Gattenbeziehung zwischen beiden noch

29 Man sieht also: die zwei Primzahlen 3 und 7, die gleichzeitig mythologisch bedeutungsvoll sind, werden hier zentral: z.B hat man in den Märchen immer drei Wünsche und im Schöpfungsmythos dauert der grundlegende Zyklus 7 Tage und daraus besteht inzwischen weltweit eine Woche, das einzige wiederkehrende Zeitintervall neben dem Tag, dem Monat und dem Jahr, das als solches keine unmittelbare sinnliche Evidenz hat und insofern abstrakt ist wie das für die latenten Sinnstrukturen generell der Fall ist, d.h. man kann sie nur lesen. Interessant ist unter diesem Gesichtspunkt, daß der Versuch der Frz. Revolution an Stelle der Wocheneinteilung die Dekade einzuführen, unter den vielen erfolgreichen Rationalisierungsvorgängen fast der einzige war, der gründlich gescheitert ist. Es muß also einen tiefsitzenden Widerstand gegen diese Substitution der Zahl 7 durch die viel rationalere Zahl 10 gegeben haben und noch geben.

funktioniert. Allerdings bildet sich im Verhältnis der beiden Großelternpaare zueinander sehr häufig das latente Feindschaftsverhältnis der beiden Abstammungslinien um so schärfer ab, je enger die Einbindung in das Leben der ödipalen Triade von Ego gerät.

16. Triadenmitgliedschaft und Geschwisterbeziehung.

Wir sind die ganze Zeit unausgesprochen davon ausgegangen, daß jedes Ego gewissermaßen seine eigene ödipale Triade hat, als ob es keine Geschwister gäbe. Und in der Tat muß man in der Theorie von der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade unterstellen, daß unabhängig von der Existenz oder der Zahl von Geschwistern jedes Kind als Ego in seiner eigenen ödipalen Triade lebt und diese nicht mit anderen Geschwistern teilt. Das wirft ein ganz anderes Licht auf die Thematik der Geburtenposition und der Kinderzahl in der bisherigen Sozialisationstheorie. Denn dort ist die Bindung von jedem Ego an seine ganz eigene ödipale Triade kein Thema. In unserer Konzeption haben die Geschwister im eigentlichen Sinne kein direktes Verhältnis zueinander, viel mehr ist ihre Beziehung zueinander immer vermittelt über ihre je eigene Position in ihrer eigenen ödipalen Triade. Für jedes Kind ist die Bindung an seine Eltern und die Zugehörigkeit zu seiner ödipalen Triade primär und eigenständig, unabhängig von den Geschwistern und deren ödipalen Triaden. Jedes Kind ist an seine Eltern, auch wenn sie für die Geschwister die identischen sind, auf seine Weite gebunden, und erst auf diesem Hintergrund wird die direkte Beziehung zu den Geschwistern thematisch, aber immer so, daß deren Beziehung zu den Eltern aus diesen andere machen als sie es in der eigenen ödipalen Triade sind. Damit hängt auch zusammen, daß die Geschwisterbeziehungen nicht vollständig dem Modell der beiden Typen von Dyaden in der ödipalen Triade entsprechen. Sie haben vor allem keine Körperbasis und sie sind viel weniger unbefristet. Sie können viel eher aufgelöst werden.

In dieser über die Strukturtheorie der ödipalen Triade vermittelten Geschwistertheorie läßt sich auch besser die Dynamik unter den Geschwistern in Abhängigkeit von der Kinderzahl erfassen. Wo Ego als Einzelkind verbleibt, besteht zwar der relative Vorteil einer ungeteilten Zuwendung seitens der Eltern, aber auch der Nachteil, daß sich die potentiell in Konkurrenz zueinander bildende Aufmerksamkeit der Eltern gewissermaßen auf ein Kind konzentriert und entsprechend ballt und daß dieses Kind alle anfänglichen Unsicherheiten des elterlichen Handelns „ausbaden“ muß. Bei zwei Kindern ergibt sich vor allem eine Dynamik der Koalitionsbildung, die es nahelegt, daß die Eltern sich immer ein bißchen in die Vorlieben für eines der beiden Kinder teilen. Bei drei Kindern taucht zum ersten Mal systematisch das

Sündenbock-Problem auf und ab der Zahl von 4 Kindern erst ergibt sich, vorausgesetzt der Altersabstand ist nicht zu groß, die Möglichkeit, daß die Kinder unter sich sich vergemeinschaften und eine eigene Gemeinschaft bilden, die entsprechend auch gemeinsam gegenüber den Eltern als Praxisform auftritt.

17. Die Differenz zwischen der Mutter-Kind-Dyade und der Vater-Kind-Dyade.

Wir haben bisher die drei Dyaden der ödipalen Triade in zwei sich durch das Inzesttabu einerseits und die Generationenschanke andererseits radikal unterscheidende Grundtypen unterteilt und dabei weitgehend die beiden Dyaden der Eltern-Kind-Beziehung als vergleichbar behandelt. Lediglich hinsichtlich der kategorialen Differenz, daß nur Frauen schwanger werden können und mit Hinweis auf die zwei basalen in Spannung stehenden Strukturkomponenten der Vater-Position, haben wir schon einen Unterschied gemacht, den wir jetzt noch genauer soziologisch beleuchten müssen. Dies ist um so schwieriger als gegenwärtig schon seit einiger Zeit in der Öffentlichkeit im Gefolge der strukturell steigenden Notwendigkeit, schon weit vor Vollendung des dritten Lebensjahr der Kinder und erst recht vor deren Eintritt in die Latenz-Phase, die als solche in der Debatte gar nicht mehr thematisch ist, die Fremd-Betreuung institutionell flächendeckend einzuführen, immer mehr die Tendenz besteht, existierende Differenzen zwischen der Mutter-Kind und der Vater-Kind-Beziehung auf ideologische Restbestände zu reduzieren und sachlich für unbegründet auszugeben, so als ob z.B. die auf die Frauen beschränkte Schwangerschaft nur eine untergeordnete Bedeutung habe. Aber das ist in mehrfacher Hinsicht eine sehr verzerrte Interpretation.

Denn die Bindung zwischen der Mutter und dem Kind ist im Normalfall ausgehend von der Schwangerschaft eine ganz andere als die zwischen dem Vater und dem Kind. Das kann man sich exemplarisch daran klar machen, daß der Vater, sobald der Fötus sich im 5.

Schwangerschaftsmonat deutlich zu bewegen beginnt, dies nur von außen erfahren kann, wenn er die Hand auf die Bauchschwarte seiner Frau legt, nachdem er in der Regel von ihr dazu aufgefordert worden ist, wohingegen die Frau dieses Geschehen gleichzeitig wie der Vater von außen wahrnehmen kann und vor allem aber von innen erfährt als Teil des Geschehens im eigenen Organismus. Der Vater weiß zwar in der Regel mit Beginn der Schwangerschaft von diesem Tatbestand und kann sich auf die Geburt innerlich vorbereiten. Aber auf der Ebene unmittelbarer Erfahrung wird er mit der Geburt des Kindes urplötzlich, mit einem Schlage ganz massiv zum Vater und kann sich dieser Realität nicht mehr entziehen, während die Mutter objektiv von Anbeginn, d.h. seit der Einnistung der Blastozyste, die in

sich schon physiologisch wie ein dialogischer Prozeß des „Aushandelns“ geartet ist, der zwischen positiven Kräften der Bindung und negativen Tendenzen der Abstoßung verläuft, und dessen Ausgang offen ist und subjektiv frühestens mit dem Ausbleiben der Regelblutung bemerkt wird, mit der Schwangerschaft existentiell leiblich wie psychisch beschäftigt ist. Soziologisch gesehen besteht die Schwangerschaft in einem in der Regel 9 Monate anhaltenden Prozeß gesteigerter Krisenbewältigung von zwei sowohl biologisch wie sozial symbiotisch aneinander gebundenen Körpern, die durch die gesteigerte Ablösungskrise der Geburt, wenn es gut geht, glücklich, und d.h. nicht routinemäßig, so beendet wird, daß mit ihr die erste, initiale grundlegende Habitusformation des Einzellebens sich herstellt. Wir bezeichnen sie als den Habitus des strukturellen Optimismus, den der Mensch angesichts der Ungewißheit seiner gleichwohl selbstverantwortlich zu bewältigenden krisenhaften Zukunft benötigt, und der als Selbstvertrauen und als Lebensprinzip der Maxime folgt: „Im Zweifelsfalle wird es gut gehen“. Mit dieser Maxime kann man Krisen viel souveräner bewältigen als wenn man ihnen mit dem gegenüberliegenden Prinzip des strukturellen Pessimismus „Im Zweifelsfalle wird es schief gehen“ begegnet und ihnen deshalb, wo es eben geht, ausweichen muß, statt sie optimistisch zu bewältigen und dadurch immer neue Erfahrungen zu machen. Dieser strukturelle Optimismus bildet sich in der leiblichen Erfahrung einer glücklichen Geburt, die dazu führt, daß die erfolgreiche Krisenbewältigung während der Schwangerschaft und dann gesteigert zu ihrem Abschluß während der Geburt ins Leibgedächtnis gewissermaßen ein für alle Mal eingeschrieben werden³⁰. Das sollte genügen, um sich die starken Bindungsquellen vor Augen zu führen, die sich während der Schwangerschaft zwischen Mutter und Kind herstellen, dann während der frühen extrauterinen Symbiose, nicht nur im Prozeß des Stillens, weiterentwickeln und verstärken, und die dem Vater vorenthalten sind. Für diesen ergibt sich ein ganz anderes Problem des Vater-Seins, vor allem des Vater-Werdens, denn daran ist ein leibliches Geschehen primär nicht beteiligt³¹, es vollzieht sich ausschließlich psycho-sozial und das unter Bedingungen einer einen großen Zeitdruck erzeugenden Krisenkonstellation der Umstellung des gesamten Lebens von einer Minute auf die andere nach der Geburt des Kindes. Dabei ist die Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade von Anbeginn dynamisch im Spiel. Für die Mutter tritt ja mit der Geburt, vor allem gesteigert dann, wenn es die erste ist, eine

30 Brigitte Schlick hat in ihrer Frankfurter soziologischen Diplomarbeit auf der Grundlage von Interviews mit ehemaligen extremen Frühchen, ausgehend von dieser Hypothese des strukturellen Optimismus, untersucht, inwieweit diesen Personen gewissermaßen aufgrund der erzwungenen Abkürzung der biosozialen Symbiose während der Schwangerschaft eine Strecke zum Erwerb dieses strukturellen Optimismus fehlt und diese Erwartung dramatisch bestätigen können.

31 Daran ändert auch das Ritual der Couvade (E.B.Tylor), der Inszenierung männlicher Wehen, in manchen archaischen Kulturen nichts.

außerordentlich krisenhafte Lebensphase ein, in der dieses vollkommen hilflose und im Prinzip rätselhafte neue Leben „ganz natürlich“ in die Alltagspraxis integriert werden muß. Allein die komplexen leibgebundenen Lebensäußerungen richtig zu interpretieren, erfordert ein sehr hohes Maß an Selbstvertrauen und Optimismus. Daß diese enorme Anforderung, dieses kleine rätselhafte Wesen richtig zu verstehen, erst recht in einer Welt, die sich für den heutigen Durchschnittsmenschen weit von einer Verankerung in das Naturgeschehen entfernt hat und zunehmend abstrakt und verwissenschaftlicht geworden ist, nicht ohne ein erhebliches Maß an „Regression im Dienste des (symbiotischen) Lebens“ gehen können wird, in der die Mutter für Erinnerungsspuren ihrer eigenen Kindheit erreichbar werden muß, liegt auf der Hand. Das kann bis zur mit dem Einschließen der Milch zuweilen einsetzenden post-natalen Depression gehen. Wie intensiv auch immer diese Regression sein wird, eine wichtige Funktion der ödipalen Triade besteht hier darin, daß der Vater, der die Gattenbeziehung repräsentiert, nicht nur als Vater, sondern auch als Gatte verständnisvoll reagiert und die Mutter als Frau und Erwachsene in die Gattenbeziehung als Realität so zurückholt, daß zugleich die intensive Zuwendung zum Neugeborenen sozial in der Logik der Aufrechterhaltung der ödipalen Triade legitimiert ist.

Die Rückkehr in die Gattenbeziehung nach der Geburt von Kindern ist insgesamt ein beträchtliches Strukturproblem und Konfliktfeld, mit Bezug auf das ein erhebliche Transformation der Struktur der ödipalen Triade abgefordert wird.

Insgesamt läßt sich die strukturelle Differenz zwischen den beiden elterlichen Beziehungen zum Kinde innerhalb der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade wie folgt summarisch beleuchten: Während die Mutter vor allem vor das Problem gestellt wird, wie sie sukzessive aus der eng geführten Symbiose mit ihrem Kind sich wieder herausbegeben und in die Totalität der ödipalen familialen Vergemeinschaftung einerseits und in die Beziehungen zur Außenwelt andererseits zurückgelangen kann, hat der Vater eher in umgekehrter Richtung das Problem zu lösen, wie er als Dritter zunehmend in diese symbiotische Beziehung zwischen der Mutter und dem Kind hineingelangen kann und dort zugelassen wird.

Jene Transformationsanforderungen halten permanent an. Sie dramatisieren sich noch einmal entscheidend, wenn die Kinder in die Latenzphase und damit in die institutionelle Erziehung eintreten und vor allem dann, wenn sie mit dem Abschluß der Adoleszenzkrisenbewältigung das Elternhaus verlassen und die Gattenbeziehung nun diese Krise des Erlöschens einer sozialisatorischen Alltagspraxis bewältigen muß. Es muß sich nun herausstellen, wie viel Lebendigkeit in ihr jenseits dieser sozialisatorischen Verpflichtungen noch enthalten ist und

überlebt hat. Damit hängt sicherlich zusammen, daß gerade in dieser Phase für die Eltern nicht selten eine als „midlife-crisis“ bezeichnete Krise ausbricht.

18. Die vier großen Ablösungskrisen im Sozialisationsprozess

An dieser Stelle soll kurz nachgetragen werden, daß der gesamte Sozialisationsprozess soziologisch auch als eine Abfolge von Ablösungskrisen gesehen werden kann, denen jeweils Phasen der Stabilisierung von zentralen Entwicklungsstufen vorangehen und folgen. Wenn aus dem Sozialisationsprozess psychosoziale Störungen sich ergeben, dann haben sie fast immer etwas mit mißlungenen Ablösungen zu tun. Ich unterscheide vier große Ablösungskrisen. Die erste haben wir schon im Vorausgehenden behandelt: Die Krise der Geburt als Ablösung aus einer im Normalfalle gelungenen bio-psychischen Symbiose. Die zweite große Ablösungskrise können wir in der Aufgabe der psycho-sozialen Symbiose mit der Mutter im Alter von etwa 18 Monaten erkennen. Mit ihrer Aufgabe kommt die Position des Vaters als eine von der Mutter deutlich unterschiedene und eigenständige, damit auch die Repräsentanz des Normensystems und der Ansprüche und Zumutungen der außerfamilialen sozialen Umwelt unwiderstehlich zur Geltung. Die dritte Ablösungskrise fällt mit dem Untergang des Ödipus-Komplexes und der Einleitung der Latenzphase zusammen. Am Ausgang dieser Krise tritt das Kind in die Welt außerhalb der Familie systematisch ein, in der es zum ersten Mal Rollen zu übernehmen hat und deren Ansprüche und innerer Widersprüche es in sich austragen muß, ohne daß sein Identitätsentwurf darunter leiden muß. Dies ist der Eintritt sowohl in die „Peer Group“ als auch die Institutionen von Erziehung und Ausbildung. Am Ende der mit dieser Ablösungskrise beginnenden Latenz-Phase steht die Pubertät, mit der eine lang anhaltende und mit der gesellschaftlichen Entwicklung immer länger werdende Adoleszenzkrisebewältigung beginnt, innerhalb von deren Moratorium die bzw. der Jugendliche verschiedene Identitätsentwürfe als Entwürfe von Einzigartigkeit in einem einzufordernden Freiraum erproben können muß, so daß sie/er am Ende über einen Entwurf verfügt, der stabil genug ist, angesichts der Inkonsistenz von Rollen des Erwachsenenlebens, mit denen sie/er unausweichlich konfrontiert wird und deren Anspruch sie/er sich nicht entziehen kann, einen souveränen Selbstentwurf durchzuhalten.

Am Ende dieser Krisenbewältigung muß dann stehen, daß man die Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen eines autonomen, unabhängigen Lebens übernehmen kann, daß man sich im Erwachsenenleben bewähren kann. Mit diesem Übertritt von der Lebensphase der primären Bildung in die Lebensphase der realen Bewährung muß sich der Adoleszent endgültig und verbindlich dem Bewährungsproblem jeden autonomen Lebens stellen, das mit der

Endlichkeit des Lebens im Tode erst endet, aber im strukturellen Diesseits des Lebens sich grundsätzlich nicht endgültig lösen läßt³². Denn ob und wie ein Leben sich bewährt hat, das muß den Instanzen im strukturellen Jenseits, also der Nachwelt überlassen bleiben.

Diese Bewährung, der sich der junge Erwachsene nach einer erfolgreichen Adoleszenzkrise bewältigen muß, gliedert sich in allen Kulturen in drei große inhaltliche Bereiche: 1. eine Bewährung in Begriffen der individuellen Leistungen, in modernen Gesellschaften vor allem durch Berufstätigkeit; 2. eine Bewährung in der Übernahme von Elternschaft und 3. eine Bewährung qua Beitrag zum Gemeinwohl. Kulturell variiert die Reihenfolge, in der diese Bereiche der Krisenbewältigung dominant werden. Die eben gebrauchte Reihenfolge entspricht den Verhältnissen in der modernen Gesellschaft; in archaischen Kulturen verläuft sie genau umgekehrt.

Von diesen vier großen Ablösungskrisen haben die drei letzten unmittelbar und mittelbar mit der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade zu tun. Die zweite, die Ablösung von der Mutter-Kind-Symbiose, wird von der Dynamik der ödipalen Triade ausgelöst, die dritte, die den Eintritt in die Latenzphase mit sich bringt, unmittelbar durch sie bedingt und die vierte, die Adoleszenzkrisebewältigung, bedeutet die endgültige Verinnerlichung der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade. Die wichtigsten Dimensionen von Krisenkonstellationen innerhalb der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade bestehen außer in dieser der stufenspezifischen Ablösungen zum einen in der Permanenz der Koalitionsdynamik und zum anderen in der Ambivalenz von Attraktivität der Gattenbeziehung einerseits und dem grundlegenden Ausschluß von ihr andererseits.

19. Die Familialisierung des Vaters

In einer abschließenden Betrachtung dieser Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade müssen wir uns noch einmal vergegenwärtigen, daß für ihre Prominenz im Sozialisationsprozeß letztlich die Integration des männlichen Erzeugers in die Paarbildung und die Gattenbeziehung und dadurch bedingt in die auf Dauer gestellte Position des Vaters entscheidend ist. Wie muß man sich diese für den Übergang von der Natur zur Kultur neben der Entstehung der Sprache zentrale strukturelle Familialisierung des Vaters als Prozeß genauer vorstellen? Wir haben ja schon gesehen, daß sie zum einen sowohl qua

32 Vgl. dazu meine Aufsätze (1995): [Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit.](#) In: MONIKA WOHLRAB-SAHR (Hrsg.) *Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche.* Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 27–102 und (2001): [Bewährungsdynamik und Jenseitskonzepte - Konstitutionsbedingungen von Lebenspraxis.](#) In: WALTER SCHWEIDLER (Hrsg.) *Wiedergeburt und kulturelles Erbe.* St. Augustin: Academia, S. 289–338.

Gattenbeziehung als auch qua Vater-Kind-Beziehung kulturell stärker variiert als die symbiotische Mutter-Kind-Beziehung und zum anderen hinsichtlich ihrer beiden widersprüchlichen Funktionen der Partnerschaft mit dem Kinder einerseits und der Repräsentanz der einbettenden und die Souveränität der Herrschaft konstituierenden Vergemeinschaftung andererseits erst in einem lang anhaltenden historischen Prozeß zur Einheit kommt. In der folgenden groben Skizze der Familialisierung des Vaters werden wiederum die gewissermaßen evolutionslogisch „von unten“ entstehenden Problemstellungen unterschieden von den „von oben“ als emergente Lösungen sich anbietenden Konstellationen, die jeweils in ihrem Zusammenspiel eine neue Stufe ergeben.

Eine erste Bedingungen „von unten“ besteht in der verlängerten Aufzuchtpraxis der menschlichen Gattung, für die wesentlich die Vergrößerung des Gehirns und mit ihm des Kopfumfanges die Bedingung ist, die eine „verfrühte“ Geburt erforderlich macht, weil die konkurrierende Lösung einer Vergrößerung des weiblichen Beckens anatomisch-statisch nicht mehr möglich ist. Diese verlängerte Aufzuchtpraxis bindet die Mutter entsprechend länger und hält sie korrelativ entsprechend von der eigenen Sicherung der Nahrungsbasis ab. Dafür ist die Gewährleistung eines entsprechenden Beitrags eines Dritten, von der Aufzucht des Nachwuchses physiologisch Entbundenen funktional – die nächstliegende Lösung dafür ist an Stelle einer kollektiven Zusammenarbeit zwischen Müttern die Einbindung des Vaters. Die sicherste Einbindung besteht in einer dauerhaften sexuellen Bindung. Dafür ist eine günstige weitere Bedingung „von unten“ das, was man die „Entsaisonalisierung“ der weiblichen Paarungsbereitschaft nennen kann, mit der die Nicht-Sichtbarkeit des Eisprungs einhergeht. Damit ist die Basis für eine individuierte Gattenbeziehung gelegt.

Es entsteht nun daraus ein Folgeproblem mit einer eigentümlichen Dialektik, die wir als entwickelte in der Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade schon kennen gelernt haben: In dem Maße nämlich, in dem auf der physiologischen Basis der Permanenz der weiblichen Paarungsbereitschaft eine individuierte Bindung zwischen den beiden Eltern ermöglicht worden ist, die letztlich im Dienste der Aufzucht des Nachwuchses steht, wird zugleich dieser Nachwuchs mit seiner Inanspruchnahme der mütterlichen Zuwendung zum Konkurrenten des sexuell begehrenden Vaters, so daß die daraus resultierende Konfliktdynamik bewältigt werden muß. Das beginnt schon ganz basal damit, daß die im Prinzip unter den neuen evolutiven Bedingungen wenig begrenzte sexuelle Lust mit ihren Affekten durch diskursive Sublimierung geregelt werden können muß. Die daraus entstehende Diskursivität von Affekten läßt sich ohne Sprache nicht bewerkstelligen. An dieser Stelle wird also die Sprache zu einer notwendigen Bedingung „von oben“.

Wir sehen also, daß aus der mit der Entstehung der menschlichen Gattung verbundenen Elaboration der Mutter-Kind-Symbiose sich die strukturellen Voraussetzungen für den Übergang der Paarung zum individuierten Paar ergeben, der seinerseits zwingend zur Stabilisierung des Erzeugers in der dauerhaften Position des Vaters führt. Damit sind die basalen Voraussetzungen für die Ausdifferenzierung der ödipalen Triade geschaffen, die ihrerseits eine eigenlogische Dynamik sowohl auf der Mikroebene als auch auf der Makroebene entbindet.

20. Welcher Typ von Krise ist dominant im Sozialisationsprozeß

Wir haben den Sozialisationsprozess ins Zentrum der Erzeugung des Neuen im Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften bzw. der Erfahrungswissenschaften von der sinnstrukturierten Welt gestellt. Dieser Stellenwert wird ihm von den Vertretern der Gesellschaftstheorie nicht beigemessen. Aber sie engen den Begriff der Krise, deren Bewältigung der Erzeugung des Neuen zugrunde liegt, viel zu sehr auf die großen Erschütterungen im Makrobereich ein und übersehen die Permanenz der Erneuerung im Mikrobereich der Sozialisation, wenn sie diese nicht gar mit Routinisierungen verwechseln. Wenn nun die Sozialisation des Subjekts, und darin vor allem die erste Periode der Schwangerschaft, als Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung par excellence angesehen werden muß, fragt sich, welcher Typ von Krisen darin der dominante ist. Wir haben an anderer Stelle³³ drei Typen von Krisenkonstellationen als erschöpfend und disjunktiv vorgeschlagen und ihnen jeweils verschiedene Typen von Erfahrungen zugeordnet, die sich in ihrer Bewältigung konstituieren. Dabei gehen wir krisentheoretisch davon aus, daß sich Erfahrungen nur in Krisen konstituieren, nie in dem Gegenteil von ihnen; den Routinen. In der Ausführung von Routinen wendet man Erfahrungen nur an, die in Krisenkonstellationen gemacht wurden. Diese drei Krisentypen sind: 1. Die traumatische Krise, die sich durch das vollkommen unerwartete Eintreten von Ereignissen ergibt, auf die

33 Vgl. dazu OEVERMANN; ULRICH (1996): *Krise und Muße: Struktureigenschaften ästhetischer Erfahrung aus soziologischer Sicht; Vortrag am 19.6. in der Städelschule. Frankfurt am Main: Goethe-Universität.* URL: <http://nbn-resolving.de...rn:nbn:de:hebis:30-5359>; ---- (2001): Die Philosophie von Charles Sanders Peirce als Philosophie der Krise. In: HANS-JOSEF WAGNER (Hrsg.) *Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts*. Weilerswist: Velbrück, S. 209–246; ---- (2005): *Natural Utopianism in Everyday Life Practice - An Elementary Theoretical Model*. In: JÖRN JÜSEN (Hrsg.) *Thinking Utopia - Steps into Other Worlds. (Making Sense of History)*. New York/Oxford: Berghahn Books, S. 136–148; ---- (2008): *'Krise und Routine' als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften (Abschiedsvorlesung)*. 62 S.. Als download auf <http://www.agoh.de>; ---- (2009): *Biographie, Krisenbewältigung und Bewährung*. In: SYLKE BARTMANN; AXEL FEHLHABER; SANDRA KIRSCH & WIEBKE LOHFELD (Hrsg.), *Natürlich stört das Leben ständig“. Perspektiven auf Entwicklung und Erziehung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 35–55.

man in keiner Weise vorbereitet war. Diese Ereignisse können der Außenwelt des Krisen erfahrenden Subjekts zugehören oder seiner Innenwelt. Je nach dem konstituieren sich in diesen Krisen Naturerfahrungen oder Leiberfahrungen. 2. Als Gegenpol dazu, insofern die Krisenkonstellations sich nicht außerhalb des Subjekts herstellt, sondern durch es veranlaßt, können wir die Entscheidungskrise veranschlagen. Sie ergibt sich unter der Voraussetzung, daß für ein Subjekt sich Alternativen für seine weitere Lebensgeschichte eröffnen, zwischen denen eine rationale, begründete Entscheidung zwischen „richtig“ und „falsch“ sich nicht konstruieren läßt (wenn das der Fall wäre, wäre es keine wirkliche Entscheidung mehr, die immer ins Ungewisse hinein vollzogen werden muß), die aber dennoch entschieden werden müssen. In Entscheidungskrisen konstituieren sich Erfahrungen, die wir religiöse nennen, weil sich in diesen Krisen das Subjekt in Hinsicht seiner selbstverantwortlich vorzunehmenden Zukunftsgestaltung bewähren muß, ohne sich dessen je gewiß sein zu können. 3. Ein dritter Krisentyp, der dem Alltagsverstand zunächst wenig plausibel erscheint, weil er darin nicht die Krise erkennen kann, stellt sich dadurch her, daß der erkennende Verstand in den Zustand der Muße versetzt, und darin des Entscheidungsdrucks enthoben, sich einem Gegenstand seines Interesses um dessen selbst willen „interesselos“ mit allen seinen Sinnen so öffnen kann, daß die Wahrscheinlichkeit exponentiell zunimmt, an ihm überraschende, unerwartete Sachverhalte wahrzunehmen. In dieser Krisenkonstellation stellen sich ästhetische Erfahrungen einer mimetischen Akkommodation an unbestimmte bzw. unbekannte Erfahrungsdaten her.

Auf den ersten Blick scheinen die sozialisatorischen Erfahrungen dem ersten Krisentyp am ehesten zu entsprechen, so wie die heiße als solche anschaulich nicht evidente Herdplatte für die Hand des kleinen unerfahrenen Kindes. Zwar kommen diese traumatischen Krisen in der frühen Kindheit häufiger vor als später, aber sie sind dennoch nicht der dominante Krisentyp der Kindheit. Das sind viel mehr die „Krisen durch Muße“. Das Kind ist in seiner Entbundenheit von Zwängen des praktischen Gelingens gewissermaßen im Normalzustand der Neugierde und nimmt in diesem Zustand die Gegenstände seiner Umwelt und die Zustände seiner selbst als jeweils neu und unbekannt war. Vieles was geschieht, geschieht irgendwie zum ersten Mal. Läßt man diese überraschende Einsicht in die Dominanz der Krise durch Muße gelten, dann zeigt sich die Kindheit als eine Phase, die der Existenzform des Künstlers auf naturwüchsige Weise sehr nahekommt.

21. Ausblick auf die weitere Sozialisation außerhalb der Familie

Diese Dominanz der Krise durch Muße führt unmittelbar zum Problem der Schule, weil ursprünglich Schule eine Verkörperung von Muße (=scholé) war. Für Aristoteles war das Zweckhafte, rational Geplante das Unmüßige, aber die Muße nicht wie die Freizeit, das faule Reduzierte, sondern das dem „Schönen“ um seiner selbst willen Gewidmete. Heute ist Schule das Gegenteil davon. Aber Schule ist nach wie vor die soziale Sphäre, in der das Kind zum ersten Mal in seinem Leben (mit Beginn der Latenzphase) einerseits den Bereich der Herkunftsfamilie partiell verläßt und andererseits soziale Rollen übernimmt, die es von Mal zu Mal verbindlicher erfüllen muß. Sein weiteres Lebensschicksal entscheidet sich in diesem Bewährungsprozeß. Die schulische Sozialisation als eine immer bedeutsamer gewordene Phase im gesamten Sozialisationsprozeß strukturanalytisch aufzuschlüsseln und an das bisher Ausgeführte anzuschließen, ist hier nicht möglich. Nur so viel: Das zentral Krisenhafte an dieser Phase als für sie konstitutiv und unvermeidbar zu erkennen und anzuerkennen, wird sowohl aus der Theorie der Lehrerbildung als auch ihrer Praxis fast systematisch ausgeschlossen. Lehrerhandeln steht unter dem Imperativ des Gelingens durch erfolgreiche Routinisierung. Wo Krisen bestehen – und das ist für jeden, der Unterricht nicht nur aufgrund von Befragungs- und Testergebnissen kennt und wahrnimmt, die Regel -, da werden sie nicht zum Anlaß von neugierigen Erkundungen, sondern von abwertenden Mahnungen, die Routinen nicht eingehalten zu haben.

Die sozialwissenschaftliche Forschung – und die erziehungswissenschaftliche erst recht – hat in ihrer normalisierten heutigen Gestalt keinen Ort für eine unbefangene neugierige Erkundung, sondern sieht ihre Effizienz in der buchhalterisch-quantifizierenden Erfassung von Ist-Zuständen in Relation zu unglaublich naiv und dogmatisch entworfenen Soll-Zuständen. Das Normalmodell der Methodisierung ist die Evaluation. Das läßt sich am Folgenden instruktiv ablesen. Die privilegierten Strukturorte der Erforschung von Sozialisationsprozessen als solchen der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung sind in den ersten 12 Lebensjahren des Kindes die Familie und die Schule. An beiden Orten wäre es naheliegend und methodologisch einzig vernünftig, Daten nicht primär durch standardisierte Befragung und Tests zu erheben und zu sammeln, sondern durch die Sammlung und Archivierung von „natürlichen Protokollen“, also gerätevermittelten Aufzeichnungen des realen Geschehens, also einer „in situ“ Forschung. Aber sobald man das als Normalfall zu realisieren versucht, hält einem die pädagogische Psychologie entgegen, das seien ja keine „designs“ experimenteller Forschung und bedeute die Erhebung lauter Störvariablen.

22. Schlußbetrachtung über Erziehungs- und Familienpolitik

Am Schluß möchte ich einen kurzen Blick darauf werfen, welche Folgen sich gegenwärtig daraus ergeben, daß die sozialwissenschaftliche Thematisierung von Sozialisation und Familie diese Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade weitgehend ausblendet. Generell wird dadurch rollentheoretisch verkürzt, was einer ganz anderen Strukturlogik zugehört. Das ebnet generell den Weg für eine ökonomisierende Verkürzung dieser Strukturlogik und -dynamik auf die rationale Wahl von Handlungsalternativen in einem Kosten-Nutzen-Kalkül. Immer mehr werden die Prozesse der Sozialisation und die sozialisatorische Praxis von Familien dem Bereich untergeordnet, der in der früheren „Kritischen Theorie“ als „verwaltete Welt“ bezeichnet wurde. Immer mehr wird eine institutionalisierte Fremdbetreuung von Kindern vor der Vollendung des dritten Lebensjahrs nicht nur für normal gehalten, sondern sogar in zunehmendem Maße für wünschenswert. Tatsächlich ist mit der Transformation der Berufssituation für viele Mütter diese frühe Fremdbetreuung unumgänglich geworden, aber es macht doch einen großen Unterschied, ob den betroffenen Kindern diese Unumgänglichkeit mit einem Bedauern abverlangt wird oder als eine wünschenswerte Alternative mit der zwingenden Folge der Selbstdementierung der Familie als sozialisatorischer Praxis suggeriert wird.

Im Zuge dieser Entwicklung, die letztlich in einer bezeichnenden Koalition von scheinprogressiver Pädagogik und Arbeitgeberinteressen an einer möglichst reibungslosen Integration weiblicher Arbeitskraft in den Arbeitsmarkt sich rasant zur Normalität durchgesetzt hat, wie die politische Debatte zum Betreuungsgeld exemplarisch gezeigt hat, wird die strukturelle Differenz zwischen der Mutter-Kind- und der Vater-Kind-Beziehung immer mehr „abgeschliffen“, damit die ödipale Triade in ihrer Eigenlogik immer mehr aus dem Bewußtsein getilgt. Väter und Mütter werden immer mehr als wechselseitig substituierbar deklariert, als ob Schwangerschaft und mütterliche Symbiose nur noch Ideologie wären. Die Frage nach dem genuinen Kinderwunsch wird kaum mehr gestellt. In der flächendeckenden Befürwortung der Adoption von Kindern durch Schwulen-Paare wird die kategoriale Differenz zwischen dem Wunsch nach einem Kinde als biographischer Ausstattung und dem Kinderwunsch als authentischem Ausdruck der Synthesis einer Gattenbeziehung unkenntlich. Während ursprünglich der Geburtenabstand zwischen 3 1/2 und 4 Jahren dem durch Laktation wesentlich bestimmten Rhythmus entsprach, werden die Geburtenabstände in der Moderne immer mehr gestaucht. In der Debatte über die Wiedereingliederung der Mütter in den Arbeitsmarkt wird unter der Hand von einer Geburt

ausgegangen, mehrere Geburten, die eine weitaus achtsamere Gewährung von Sozialisationszeiten durch die Arbeitsmarktpolitik als Selbstverständlichkeit herausforderten, scheinen im Diskurs gar nicht mehr vorgesehen zu sein.

Einher mit dieser Technokratisierung von Sozialisation und Erziehung geht die arrogante Machbarkeitsphantasie der Erziehungswissenschaften, die immer mehr für eine Angleichung immer früherer Formen der institutionalisierten Erziehung an die schulischen Formen der Leistungserzwingung sorgt und schon gesorgt hat. Schon vom ersten Lebensjahr an beginnen die subsumtionslogisch-klassifikatorischen, auf standardisierten Testleistungen beruhenden Erfassungen in Portfolios. Schon in den Kinderkrippen, nicht erst in den Kindergärten finden sich die normsetzenden experimentellen Lernmaterialien, die von den großen Unternehmen wie BMW, SAP, Daimler, etc. gesponsert werden. Mit ihnen soll die an Piaget sich orientierende maieutische Anregung überboten werden, was die möglichst frühe Abforderung von kognitiven Leistungserwartungen anbetrifft. Hinter dem steht die beherrschende Ideologie der Überwindung des künftigen Fachkräftemangels.

In diesem Lichte wird alles, was ich hier theoretisch zu durchleuchten versucht habe, von vornherein in die Ecke einer angeblich überwundenen reaktionären bis hoffnungslos romantischen Lebenswelt gestellt und von einem „social engineering“ überdeckt. Da ist es instruktiv, sich in Erinnerung zu rufen, daß die „Väter“ der Frankfurter Schule, Horkheimer und Adorno, lange vor Mitscherlich das Verschwinden der Väter aus dem Leben der Kinder, die Abwertung der Liebe der Mütter zu den Kindern als Folge des Eindringens der „verwalteten Welt“ in die Sphären der authentischen Lebenspraxis beklagt haben. Mit den Revolten von 1968 wurden diese entwertet zugunsten von theoretischen Konstruktionen, an die Stelle der Dignität von Erfahrungen trat das Expertenwissen, dem man sich reell zu subsumieren hat.